

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Die Herrschaft der Mehrheit und der Schutz der Minderheit. Die Grenzen individueller Religionsfreiheit in der Demokratie (C. Hillgruber)	4
Selektive Wahrnehmung. Zum Verhältnis der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) zu den freien Schulen (D. Scherer)	18
Ist Deutsch eine Sprache – und wenn ja, wie viele? (U. Windhab)	22
Muss oder soll die Marktwirtschaft heute noch „sozial“ heißen? – ein historischer Befund (D. Schindelbeck)	50
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling – Philosoph der Romantik (K. Scherzinger)	65
Mein Gusszylinder, mein Über-Ich. Ein Sammlertrauma (D. Schindelbeck)	89
Spirituelle Impuls: Ventile (U. Amann)	99
Benedikt XVI: Gebetsvigil (Ansprache an die Jugendlichen in Freiburg am 24. September 2011)	101
Besuch der Vigilfeier am 24. September 2011 (K. Kreienbaum, J. Hackmann)	105
Wie klingt Gottes Zukunft? Ein Motto-Lied zum Papstbesuch in Freiburg (M. Walter)	108
Papstbesuch in Freiburg – Ein Helferbericht aus dem Internat St. Landolin, Ettenheim (J. Kröger, L. Sacherer, M. Volk)	112
Oberstufenschüler des St. Raphael-Gymnasiums Heidelberg als Papsthelfer bei der Vigilfeier in Freiburg (F. Graw, M. Harten, A. Hugas Mallorqui, I. Jansen, F. Müller, M. Sorgenfrei, T. Vlieg)	114
Aus den Schulen und der Stiftungsverwaltung	
EU-Politiker für einen Tag. Schüler des St. Raphael-Gymnasiums Heidelberg beim EUROSCOLA-Projekt in Straßburg (K. Sütterlin)	118
„Schülerparlament Bioethik“ an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim (C. Klüppel, M. Schätzle)	122
Ein Lehrer – achtzig Schüler. Besuch von Frau Cathérine Eklou aus Burkina Faso an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim (U. Hugel)	125
Schülerinnen des Internats der Heimschule Kloster Wald platzieren sich beim Präventionswettbewerb „erst denken – dann klicken“ (H. Kugler, N. Filipakis)	127
Feierliche Einweihung des neuen Mensa- und Aulagebäudes in Ettenheim durch Generalvikar Fridolin Keck (C. Heizmann)	133
Einweihung eines Gedenksteins für die Lehrbrüder von Ettenheimmünster am 14. September 2011 (B. Uttenweiler)	138
Der Weg ist das Ziel: „MYSTIC BIKE TRAIL“ (H. Moskopf-Langer)	144
Einen neuen Aufbruch wagen. Katholikentag 2012 (B. Grimm)	148
Orte für Gebet und Stille – Kirchen, Kapellen und Meditationsräume an Stiftungsschulen	
Die Kapelle im Ursulinenkloster Mannheim (Sr. S. Geyer, Sr. R. Hunder)	150
Die Klosterkirche St. Marien und die Marienkapelle in der Klosterschule Unserer Lieben Frau in Offenburg (Sr. M. Merkle)	154

Aus der Stiftungsverwaltung und den Schulen	
Wechsel im Stiftungsrat und Stiftungsvorstand	
Leitungswechsel an den Schulen	156
Klosterschulen Unserer Lieben Frau (Gymnasium) Offenburg	156
St. Ursula Schulen Hildastraße Freiburg	160
St. Paulusheim Bruchsal	161
Schullandheim Marienhof für Schüler kostenlos	162
Neues auf dem Markt der Bücher	
Fridolin Keck (Hg.): Lebenswelten: Glaubenswelten. Die Erzdiözese Freiburg, Freiburg 2011	164
Bischöfliches Jugendamt Augsburg (Hg.): HOPE – Ja, ich glaube an Gott und bete trotz allem, Thalhofen 2011	165
Gerd F. Hepp: Bildungspolitik in Deutschland. Eine Einführung, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011 (G. Eyckmann)	167
Alfred Grosser: Die Freude und der Tod? Eine Lebensbilanz, Hamburg 2011 (G. Kleinschmidt)	170
Pierre Kretz, „Ich, der kleine Katholik“, Tübingen 2010 (K. Nientiedt)	172
Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 55	173

Editorial



Das vor kurzem zum zweiten Mal erfolgte Friedensgebet der unterschiedlichen Religionen in Assisi zeigt, dass die meisten großen Religionsführer die Verantwortung und den möglichen Beitrag der Religionen für ein friedliches Zusammenleben auf der einen Welt sehen und annehmen. Das uns selbstverständlich erscheinende Recht der Religionsfreiheit verdient jedoch auch in diesem Kontext eine genauere Reflexion. Christian Hillgruber beleuchtet in seinem Beitrag die Grenzen der individuellen Religionsfreiheit in der Demokratie.

Seit längerer Zeit sind die Träger freier Schulen an einem konstruktiven Verhältnis auch zur Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) interessiert. Inhaltliche Stellungnahmen und Publikationen der letzten Zeit belasten jedoch einen produktiven Dialog erheblich. Worum es dabei vor allem geht, erläutert der Artikel „Selektive Wahrnehmung“.

Spannende Reflexionen zur deutschen Sprache und zum „Markenartikel Soziale Marktwirtschaft“ eröffnen ebenso wie der Artikel von Klaus Scherzinger über Friedrich Schelling fruchtbare Ansätze auch für eine unterrichtliche Behandlung.

Beim Besuch von Papst Benedikt XVI. in Freiburg im September war das St. Ursula-Gymnasium Freiburg Einsatzzentrale für die über 3.000 Helferinnen und Helfer. Darüber hinaus waren Schulen und Internate der Schulstiftung als Teilnehmer und ehrenamtliche Helfer für zwei unvergessliche Tage in Freiburg. Einige Impressionen dokumentieren wir in dieser Ausgabe.

Die Schulen der Schulstiftung engagieren sich vielfältig in herausragenden Projekten. Beispielhaft sei auf den Bericht über den Euroscola-Tag im Europaparlament Straßburg und auf das schulübergreifende Schülerparlament zum Thema Bioethik an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim hingewiesen.

Was sich sonst noch an den Schulen und Internaten sowie in den Gremien der Schulstiftung getan hat, haben wir für Sie in bewährter Weise zusammengestellt.

Im letzten Heft haben wir eine Reihe zu den Orten für Gebet und Stille an unseren Schulen begonnen. Auch in dieser Ausgabe stellen wir Ihnen zwei Kapellen an unseren Schulen vor: die Marienkapelle der Schule in Offenburg sowie die Kapelle in Mannheim.

Ich wünsche Ihnen viel Freude mit diesem Heft, eine besinnliche Adventszeit und ein gesegnetes Weihnachtsfest für Sie und alle, die Ihnen nahestehen.

Jhr Dietfried Schwab

Christian Hillgruber

Die Herrschaft der Mehrheit und der Schutz der Minderheit



Die Grenzen individueller Religionsfreiheit in der Demokratie

Einleitung

In einer liberalen, rechtsstaatlich gebundenen Demokratie können demokratischen Mehrheitsentscheidungen Individualgrundrechte entgegengehalten werden. Will die demokratische Mehrheit, was sie der Grundrechte wegen verfassungsrechtlich nicht wollen darf, dann ist ihr Wille verfassungsrechtlich unbeachtlich. Die rechtsstaatlich domestizierte, die verfassungsrechtlich gebundene, liberale Demokratie sichert Mindestpositionen individueller Freiheit und hält das (auch) unter der Herrschaft der demokratischen Mehrheit unvermeidliche Opfer an individueller Selbstbestimmung so gering wie möglich. In der vom GG verfassten freiheitlichen Demokratie entscheidet „der Mehrheitswille in den Grenzen der Rechtsstaatlichkeit“¹. Die Grundrechte markieren also, in den Worten John Stuart Mills, die „Grenzen der Autorität der Gesellschaft über das Individuum“².

Die Reichweite der Religionsfreiheit

Der Glaubens, Bekenntnis- und Religionsausübungsfreiheit (Art. 4 Abs. 1 u. 2 GG) kommt unter den Grundrechten angesichts der existentiellen Bedeutung der Religion für den gläubigen Menschen herausragende Bedeutung zu; denn die Glaubensfreiheit hat „eine mit der Person des Menschen verknüpfte Gewissheit über den Bestand und den Inhalt bestimmter Wahrheiten zum Gegenstand“³. Deshalb gewährleistet das Grundgesetz die Religionsfreiheit „als spezifische[n] Ausdruck der in Art. 1 Abs. 1 GG garantierten Menschenwürde“⁴ in vollem Umfang. Kennzeichnend für den vom Grundgesetz verfassten Staat, der die Menschenwürde zum obersten Verfassungswert erklärt und der Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert, ist, dass er auch Außenseitern und Sektierern die ungestörte Entfaltung ihrer Persönlichkeit gemäß ihren subjektiven Glaubensüberzeugungen prinzipiell gestattet.

¹ BVerfGE 45, 125, 145

² On Liberty, 1859, chap. 4.

³ BVerfGE 32, 98, 107.

⁴ BVerfGE 33, 23, 28 f.

Das BVerfG versteht die Religionsfreiheit gegenüber ihrem historisch überkommenen Inhalt extensiv, ja umfassend: Sie meint nicht nur die (innere) Freiheit zu glauben oder nicht zu glauben, sondern schließt auch die äußere Freiheit ein, den Glauben zu manifestieren, zu bekennen und zu verbreiten, und diese äußere Freiheit (das forum externum) erstreckt sich nicht nur auf kultische Handlungen und die Ausübung sowie Beachtung religiöser Gebräuche, sondern auch auf die religiöse Erziehung sowie andere Äußerungen des religiösen Lebens wie die tätige Nächstenliebe, die caritas. Der Einzelne hat das Recht, sein gesamtes Verhalten an den Lehren seines Glaubens auszurichten und seiner inneren Glaubensüberzeugung gemäß zu handeln. Zur Religionsfreiheit rechnet auch das Recht der Eltern, ihrem Kind die von ihnen für richtig gehaltene religiöse Erziehung zu vermitteln.

Neben der positiven schützt Art. 4 GG auch die negative Religionsfreiheit. Sie besteht in der von staatlichem Zwang freien Entscheidung des Einzelnen, keinen (religiösen) Glauben zu haben, ihn nicht bekennen zu müssen und kultischen Handlungen eines nicht geteilten Glaubens fernbleiben zu können. Wichtige Ausprägungen dieser negativen Religionsfreiheit sind durch Art. 140 GG i. V. m. Art. 136 Abs. 3 Satz 1 und Abs. 4 WRV gewährleistet.

Das Kreuz in der Schule – ein Konflikt zwischen positiver und negativer Religionsfreiheit?

Was bedeutet all dies nun für das Kreuz im Klassenzimmer einer staatlichen Schule, die nicht Bekenntnisschule ist? Darf es dort hängen oder muss es außerhalb des bekenntnisgebundenen Religionsunterrichts (Art. 7 Abs. 3 GG) abgehängt oder verhüllt werden?

Der Kulturkampf um das Kreuz im Klassenzimmer wird ganz überwiegend als Grundrechtskonflikt gedeutet, in dem die positive Religionsfreiheit christlicher Schüler und Eltern, die das Kreuz wünschen, mit der negativen Religionsfreiheit anders- oder nichtgläubiger Schüler und Eltern kollidiert, die es entschieden ablehnen, weil es ihrer religiösen oder weltanschaulichen Überzeugung widerspricht, in deren Sinne sie auch ihre schulpflichtigen Kinder erziehen wollen.

Ich halte diese Deutung, wie ich gleich näher ausführen werde, für falsch; weder gebietet die positive Religionsfreiheit die Anbringung des Kreuzes noch kann, gestützt auf die negative Religionsfreiheit, dessen Entfernung gefordert werden.

Die Entscheidung darüber ist grundrechtlich ungebunden und damit dem demokratischen Willensprozess überantwortet.

Die Anbringung des Kreuzes kann von Eltern und Schülern christlichen Glaubens nicht schon aufgrund ihrer positiven Glaubensfreiheit verlangt werden. Art. 4 Abs. 1 GG verleiht, insoweit stimme ich der Kruzifix-Entscheidung des BVerfG aus dem Jahr 1995 zu, dem Einzelnen keinen leistungsrechtlichen Anspruch darauf, „ihrer Glaubensüberzeugung mit staatlicher Unterstützung Ausdruck zu verleihen“⁵. Zwar enthält „Art. 4 Abs. 1 und 2 GG nicht nur ein individuelles Abwehrrecht, das dem Staat die Einmischung in den höchstpersönlichen Bereich des Einzelnen verbietet, sondern es gebietet auch in positivem Sinn, Raum für die aktive Betätigung der Glaubensüberzeugung und die Verwirklichung der autonomen Persönlichkeit auf weltanschaulich-religiösem Gebiet zu sichern“⁶, und gerade im Bereich der Schule, die aufgrund des staatlichen Erziehungs- und Bildungsauftrags neben dem Elternhaus der zentrale Ort ist, an dem über die Wertorientierung der nachwachsenden Generation entschieden wird, können weltanschaulich-religiöse Fragestellungen nicht einfach ausgeblendet werden. Den notwendigen Entfaltungsraum für die Entwicklung, Stärkung und Betätigung der Glaubensüberzeugung der Schüler bieten indes der Religionsunterricht, das Schulgebet und andere genuin religiöse Veranstaltungen, die vom Prinzip der Freiwilligkeit der Teilnahme geprägt sind. Eine darüber hinausgehende Förderung der positiven Religionsfreiheit ist grundrechtlich nicht geboten; insbesondere kann nicht kraft positiver Religionsfreiheit von Schülern und ihren Eltern beansprucht werden, dass in den profanen Fächern an öffentlichen Pflichtschulen unter dem Symbol ihres Glaubens unterrichtet wird. Ansonsten müssten in einer mittlerweile nicht nur verbreitet areligiösen, sondern eben auch multireligiösen und auch weltanschaulich höchst pluralen Gesellschaft verwirrend viele Symbole das Klassenzimmer zieren.

Aber entgegen der Auffassung des BVerfG vermittelt umgekehrt die negative Religionsfreiheit auch keinen Anspruch auf Schutz vor der optischen Begegnung mit einem unerwünschten, ja abgelehnten Symbol eines nicht geteilten Glaubens. Art. 4 Abs. 1 GG überlässt es dem Einzelnen, welche religiösen Symbole er anerkennt und verehrt und welche er ablehnt. Aber in diese Freiheit wird ungeachtet der im Hinblick auf die Schulpflicht anzunehmenden Unvermeidbarkeit der Begegnung mit

⁵ BVerfGE 93, 1, 16, 24.

⁶ BVerfGE 41, 29, 49.

dem staatlich angeordneten Kreuz in Schulräumen auch gar nicht eingegriffen; sie bleibt den Schülern vielmehr unbenommen. Die negative Religionsfreiheit Anders- oder Nichtgläubiger gewährleistet keinen darüber hinausgehenden „Grundrechtsschutz vor staatlich aufgedrängter Ansicht“ eines Kreuzes als eines christlichen Symbols. „Denn das bloße Vorhandensein eines Kreuzes verlangt von ihnen weder eine eigene Identifizierung mit den darin symbolhaft verkörperten Ideen oder Institutionen noch ein irgendwie geartetes aktives Verhalten“⁷. Solange also niemand gezwungen wird, vor dem Kreuz das Knie zu beugen, sich zu bekreuzigen und anzubeten, sondern lediglich die Präsenz des Kreuzes schlicht nicht übersehen kann, ist seine grundrechtliche Religionsfreiheit nicht eingriffsgleich tangiert.

Staatlicherseits zu gewährleisten ist allein die freie Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Religion oder Bekenntnis. Dagegen ist die ideelle Integrität individueller Glaubensüberzeugung nicht absolut geschützt. Unter einer staatlichen Ordnung, in der ganz unterschiedliche Glaubensüberzeugungen und Weltanschauungen in einer pluralen Gesellschaft Freiheit beanspruchen können, kann es kein Recht darauf geben, von der Konfrontation mit fremden Glaubensüberzeugungen und -bekundungen oder mit Nichtglauben verschont zu bleiben. Niemand kann grundrechtlich beanspruchen, dass seine religiöse Überzeugung und sittliche Anschauung verbal und optisch unangefochten bleibt und nicht in Frage gestellt wird. Die Religionsfreiheit garantiert die freie Wahl und Ausübung des eigenen Glaubens und Bekenntnisses, nicht hingegen die Unberührbarkeit persönlicher religiöser Gefühle. Ein Eingriff in die Glaubensfreiheit ist erst dann anzunehmen, „wenn durch eine staatliche Maßnahme der innere Prozess der Verarbeitung eines glaubensrelevanten Einflusses nicht mehr frei erfolgen kann“⁸. Eine Fremdbestimmung liegt etwa bei staatlicher Indoktrination und Suggestion vor. Dagegen liegt keine die Eingriffsschwelle überschreitende Beeinträchtigung vor, wenn der Staat dem Einzelnen durch die Konfrontation mit religiösen Symbolen oder den Glaubensäußerungen Dritter lediglich neue glaubensrelevante Impulse verschafft, die gedanklich verarbeitet werden müssen. Er reichert insofern den Prozess der Informationsverarbeitung an, nimmt aber nicht manipulativ Zugriff. Das gilt selbst dann, wenn die visuelle oder akustische Konfrontation als Appell zur Annahme eines bestimmten Glaubens zu werten ist.

Geht man entgegen der hier vertretenen Auffassung von einer Grundrechtskollision

⁷ BVerfGE 35, 366, 375 – zum Kreuz im Gerichtssaal.

⁸ Zutreffend D. Zacharias, Schutz vor religiösen Symbolen durch Art. 4 GG?, in: FS Rübner, 2003, S. 987-1007, 998.

aus, so dürfte diese kaum in einer Weise auflösbar sein, die beiden Seiten angemessen Rechnung trägt. Nach Ansicht des BVerfG muss „überall dort, wo Spannungsverhältnisse zwischen negativer und positiver Bekenntnisfreiheit auftreten, besonders im Schulwesen, wo solche Spannungsverhältnisse angesichts der gemeinsamen Erziehung von Kindern der verschiedensten Weltanschauungs- und Glaubensrichtungen letztlich unvermeidlich sind, [...] unter Berücksichtigung des Toleranzgebots ein Ausgleich gesucht werden“. Ein solch schonender Ausgleich zwischen den widerstreitenden Grundrechtspositionen ist indes kaum vorstellbar. Allenfalls der Standort des Kreuzes im Klassenzimmer könnte vom Mittelpunkt an die Peripherie verlegt, statt des Kruzifixes ein Kreuz ohne Korpus bzw. eine kleinere und schlichtere Ausführung aufgehängt werden; insoweit könnte der vermeintliche Eingriff in die negative Religionsfreiheit abgemildert werden. Dies dürfte kämpferisch-areligiöse, säkularistische Eltern aber nicht zufrieden stellen. Andere Kompromisslinien sind aber nicht erkennbar. Hier gibt es dann nur noch ein „entweder-oder“: Entweder darf das Kreuz im Klassenzimmer hängen oder eben nicht. Entweder setzt sich die positive Religionsfreiheit durch oder die negative. Der nicht weiter entschärfbare Konflikt kann nur einseitig entschieden werden. Das Mehrheitsprinzip bietet keinen Lösungsansatz, denn Grundrechte und gerade das Grundrecht der Glaubensfreiheit bezwecken insbesondere, wenn auch nicht ausschließlich, den Schutz von Minderheiten. Die Mehrheitsposition kann nicht grundrechtlich obsiegen; sie kann sich nur demokratisch Geltung verschaffen durch verfassungsgemäße Einschränkung der Grundrechte Einzelner auf gesetzlicher Grundlage.

Das BVerfG nimmt denn auch gar keinen Ausgleich von positiver und negativer Religionsfreiheit vor, sondern lässt nur die negative Religionsfreiheit zur Geltung kommen; ein Schüler dürfe im Unterricht an einer staatlichen Pflichtschule dem Einfluss eines von ihm oder seinen Eltern nicht geteilten und abgelehnten Glaubens auch nicht mittels Symbolen, in denen sich dieser Glaube darstelle, ohne Ausweichmöglichkeit ausgesetzt werden. Das Sondervotum hatte zu Recht kritisiert, dass damit die negative Religionsfreiheit zum „Obergrundrecht“ werde, „das die positiven Äußerungen der Religionsfreiheit im Falle des Zusammentreffens verdrängt“. Das Recht der Religionsfreiheit sei aber „kein Recht zur Verhinderung von Religion“⁹.

⁹ Sondervotum Seidl, Söllner, Haas, BVerfGE 93, 25, 32.

Mythos Neutralität

Das BVerfG geht in ständiger Rechtsprechung vom Grundsatz der weltanschaulich-religiösen Neutralität des vom Grundgesetz verfassten Staates aus. „Das Grundgesetz legt durch Art. 4 Abs. 1, Art. 3 Abs. 3, Art. 33 Abs. 3 GG sowie durch Art. 136 Abs. 1 und 4 und Art. 137 Abs. 1 WRV i. V. m. Art. 140 GG dem Staat als Heimstatt aller Staatsbürger ohne Ansehen der Person weltanschaulich-religiöse Neutralität auf“¹⁰. Nicht der Grundsatz als solcher, wohl aber seine Reichweite ist umstritten. Wird aus verfassungsrechtlichen Einzelbestimmungen ein allgemeiner Grundsatz abgeleitet, der als zusammenfassender Oberbegriff fungiert, so besteht stets die Gefahr, dass schließlich nicht mehr die dem postulierten Prinzip zugrunde liegenden Einzelaussagen der Verfassung interpretiert werden, sondern aus dem Prinzip selbst in einer Art von Begriffsjurisprudenz weitere Rechtsfolgen deduziert werden, die sich aus angezogenen Einzelbestimmungen gerade nicht ergeben. Dass das Grundgesetz die Einführung staatskirchlicher Formen verwehrt, folgt unmittelbar aus Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 Abs. 1 WRV. Gleiches gilt für das Verbot der Privilegierung bestimmter Bekenntnisse und eine damit einhergehende Ausgrenzung Andersgläubiger: Art. 3 Abs. 3 und 33 Abs. 3 sowie Art. 140 GG i. V. m. Art. 136 Abs. 1 u. 2 WRV gewährleisten in diesem Sinne ohne Rücksicht auf unterschiedliche religiöse Anschauungen und Bekenntnisse jedem gleiche bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte. Die individualrechtliche Parität wird durch die Gleichberechtigung der Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften gemäß Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 Abs. 2-4, 7 WRV („Parität der Kirchen“) ergänzt.

Einen darüber hinausgehenden Sinngehalt hat das vielbeschworene Neutralitätsprinzip in der grundgesetzlichen Ordnung aber nicht. Es enthält keine über die dargelegten grundrechtlichen Maßstäbe hinausgehenden, objektiven Beschränkungen für religionsrelevantes staatliches Handeln. Weit davon entfernt, strikte Neutralität wahren zu können und zu müssen, ist es dem Staat des Grundgesetzes nicht verwehrt, sich auch durch Verwendung religiöser Symbole selbst darzustellen und in diesem Sinne sich partiell auch religiös zu identifizieren, vorausgesetzt, er tut dies nicht einer Weise, durch welche die religiöse Freiheit Anders- oder Nichtgläubiger in Mitleidenschaft gezogen wird.

¹⁰ So BVerfGE 19, 206, 216.

Das Recht des Staates, sich zu seiner Selbstdarstellung auch religiöser Symbolik zu bedienen, kann ernstlich nicht bestritten werden. Auf zahlreichen Flaggen europäischer Staaten, Fahnen und Wappen findet sich das christliche Kreuz. Es wird dadurch – jedenfalls primär – zu einem Staatssymbol, dessen Zweck es – wie der aller Sinnbilder – ist, an das Staatsgefühl der Bürger zu appellieren, ihre Identifikation mit den darin versinnbildlichten Grundwerten der staatlichen Gemeinschaft zu fördern. Im schulischen Kontext – außerhalb des Religionsunterrichts – hat das Kreuz vornehmlich die Bedeutung eines Sinnbilds für eine bestimmte legitime Zielsetzung schulischer Erziehung, nämlich die Vermittlung der Werte der christlich geprägten abendländischen Kultur, in der Wahrnehmung durch den nichtgläubigen Schüler „daneben noch die eines Symbols einer von ihm nicht geteilten, abgelehnten und vielleicht bekämpften religiösen Überzeugung“¹¹, zu deren Annahme er jedoch in keiner Weise gedrängt wird.

Die Entscheidung über Ein- oder Ausschluss religiöser Symbole in der Staatsorganisation ist damit demokratisch frei. Die Religionsfreiheit zwingt den Staat keineswegs dazu, zu allen religiösen Bekenntnissen und Weltanschauungen gleiche Distanz zu halten. Sie verbietet ihm lediglich, Glaubenszwang auszuüben, d.h. das individuelle religiöse Gewissen zu vergewaltigen und selbst zu missionieren.

Jenseits ausdrücklicher verfassungsrechtlicher Anerkennung gibt es kein allgemeines „Prinzip der Nichtidentifikation“ als vorgegebenes und unverrückbares Wesensmerkmal des modernen, säkularen Staates. Sich religiöser Symbole zu bedienen, bleibt dem Staat grundrechtlich unbenommen und kann Ausdruck spezifischer demokratischer Staatsräson sein. Der Staat kann sein auch religiös geprägtes traditionelles Selbstverständnis durch sinnfällige Symbolik fortschreiben, er kann angesichts zunehmender religiöser Pluralisierung und Abwendung vom Glauben aber darauf auch bewusst verzichten und sich insoweit in distanzierendem Verzicht üben. Das ist demokratisch zu entscheiden.

Auch das Kreuz im Gerichtssaal ist durch das Grundrecht der Religionsfreiheit weder ge- noch verboten. Eine Pflicht zur individuellen Grundrechtsförderung käme im Hinblick auf das staatliche Gerichtswesen allenfalls insofern in Betracht, als demjenigen, der den Eid mit religiöser Beteuerung leistet, ein „Schwurgegenstand“ zur Verfügung gestellt werden soll. Dafür wäre es indes hinreichend, wenn Schwur-

¹¹ Zutreffend Sondervotum Seidl, Söllner, Haas, BVerfGE 93, 25, 32 f.

kreuze auf Verlangen von Eidespflichtigen von Seiten des Gerichts bereitgestellt oder ihnen die Verwendung eigener Schwurkruzifixe gestattet würden. Der ständigen Ausstattung von Gerichtssälen mit Kreuzen bedürfte es dafür nicht. Diese beeinträchtigt indes – jedenfalls in der Regel – auch nicht die negative Religionsfreiheit anders- oder nichtgläubiger Prozessparteien, Rechtsanwälte und Richter. Das BVerfG hat lediglich in einem besonders gelagerten Einzelfall einmal „eine mit Art. 4 Abs. 1 GG unvereinbare unzumutbare innere Belastung“ eines jüdischen Rechtsanwalts und seiner ebenfalls jüdischen Mandantin durch den Zwang zum „Verhandeln unter dem Kreuz“ angenommen. Auf dem Richtertisch war ein Standkruzifix von ca. 75 cm Höhe und ca. 40 cm Spannweite aufgestellt, durch das man je nach Standort im Saal hindurchblicken musste, wenn man den Vorsitzenden oder einen der beisitzenden Richter ansehen wollte. Das BVerfG ist in dieser Entscheidung im Übrigen aber davon ausgegangen, dass „das Maß der in dieser Ausstattung möglicherweise zutage tretenden ‚Identifikation‘ mit spezifisch christlichen Anschauungen nicht derart ist, dass die Teilnahme an Gerichtsverhandlungen in einem entsprechend ausgestatteten Gerichtssaal von andersdenkenden Parteien, Prozessvertretern oder Zeugen in der Regel als unzumutbar empfunden wird“. Die Richter selbst haben erst recht keinen grundrechtlichen oder grundrechtsgleichen Anspruch auf eine ihren religiösen Überzeugungen entsprechende Ausgestaltung ihrer Dienstpflichten oder auch nur Räumlichkeiten, in denen sie ihren Dienstgeschäften nachgehen. Ein grundrechtsunabhängiges Identifikationsverbot für den Staat besteht, wie gesehen, nicht. Die Ausstattung von Gerichtssälen mit Kreuzen steht daher dem Staat in Ausübung seiner Zuständigkeit für die Gerichtsorganisation frei.

Die Bedeutung der *nominatio dei* in der Präambel des Grundgesetzes

Unter der Geltung des Grundgesetzes folgt die Zulässigkeit der Ausstattung staatlicher Räumlichkeiten mit dem Kreuz im Allgemeinen schon aus der in der Präambel angesprochenen, vom deutschen Volk als Verfassungsgeber übernommenen „Verantwortung vor Gott“. Damit sollte verdeutlicht werden, dass das Grundgesetz „seine fundamentalen Wurzeln letzten Endes auch im Metaphysischen findet“¹², in bewusster Entgegensetzung zur vorangegangenen nationalsozialistischen „Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Ehrfurcht vor Gott“, wie es in einer Entwurfsfas-

¹² A. Süsterhenn, 6. Sitzung des Plenums vom 20.10.1948, zitiert nach JöR n.F. Bd. 1 (1951), S. 29.

sung der Präambel hieß. Indem sich das Deutsche Volk als Verfassungsgeber Gott gegenüber verantwortlich erklärt, bekennt es sich kollektiv zur Transzendenz und lehnt implizit den Atheismus ab, ohne damit den Einzelnen zu einem Gottesglauben verpflichten zu können und zu wollen. Wer Gott gegenüber Verantwortung übernimmt, „kennt und bejaht Gott“¹³, erkennt ihn als existent und als Instanz an, der man Rechenschaft über sein Tun und Lassen schuldet, und das kann nicht (ganz) (rechts-) folgenlos bleiben.

Der Gott, den die Präambel des Grundgesetzes meint, ist dabei, wie die maßgebliche subjektiv-historische Auslegung ergibt, der christliche Gott und kein anderer. Es entspricht daher dem Staat aufgegebener, verantwortungsbewusster und nachhaltiger Pflege seiner Verfassungsvoraussetzungen, wenn er – zumal bei der nachwachsenden Generation – im Rahmen des staatlichen Bildungs- und Erziehungsauftrags dieses Verantwortungsbewusstsein, wo nicht vorhanden, schafft, im übrigen bekräftigt. Wenn das Grundgesetz „das Gedächtnis der Demokratie“ ist und dieses auf der Verantwortungsformel basiert, dann muss sich das deutsche Volk an seine Verantwortung wieder erinnern lassen, und dies kann nicht zuletzt dadurch geschehen, dass ihm die übernommene Verantwortung symbolisch vor Augen geführt wird. Das Kreuz in der Schule ist folglich ein möglicher Beitrag zu solch legitimer, auf Vergegenwärtigung und Zukunftssicherung zielender, staatlicher Erinnerungskultur.

Der jeweilige Symbolgehalt dieses Kreuzes lässt sich erst aus dem Kontext seiner Verwendung erschließen. In der öffentlichen Schule – außerhalb des Religionsunterrichts – ist es, wie Josef Isensee treffend dargelegt hat, in der Tat „Staatssymbol“, nämlich ein Symbol des Staates, der mit dem Grundgesetz verfasst worden ist und dessen Verfassungsgeber sich seiner Verantwortung nicht nur, aber eben auch vor Gott bewusst gewesen ist und bleiben soll.

Nichts anderes gilt für das Kreuz im Gerichtssaal. Wenn das von den Vertretern des Volkes, das sich das Grundgesetz gegeben hat, gesetzte Recht im Namen dieses Volkes gesprochen wird, dabei im Strafprozess die objektive Wahrheit erforscht wird und Eide geschworen werden, dann dürfen Richter wie Gerichtete symbolisch an die vom gesamten deutschen Volk im Sinne einer Selbstverpflichtung übernommene Verantwortung vor Gott erinnert werden, um sie zur gewissenhaften Erfül-

¹³ Sondervotum v. Schlabrendorff, BVerfGE 33, 35, 40.

lung ihrer jeweiligen Rechtspflichten, der richterlichen Amtspflichten wie der Pflichten der Parteien, Zeugen und Sachverständigen zur wahrheitsgemäßen Aussage, anzuhalten. Eine Beeinträchtigung der Religionsfreiheit ist damit nicht verbunden.

Die Standards der Europäischen Menschenrechtskonvention

Die nationale Verfassungsautonomie erfährt mittlerweile in Sachen Menschenrechten eine Einschränkung durch völkerrechtliche Mindeststandards, die nicht unterschritten werden dürfen.

Das Verhältnis von Staat und Religion ist seit 1945 zu einem Thema auch des internationalen und supranationalen Rechts geworden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat das Völkerrecht begonnen, sich der Menschenrechte als eines bis dahin als ausschließlich innere Angelegenheit der Staaten betrachteten Gegenstandes anzunehmen. Das zweifelsohne erfolgreichste und aufgrund seines ausgebauten gerichtsförmigen Rechtsschutzsystems effektivste Instrument dieser Art ist die Europäische Menschenrechtskonvention vom 4.11.1950.

Art. 9 Abs. 1 EMRK gewährleistet jedermann das Recht auf Religionsfreiheit. Der konventionsrechtliche Individualanspruch auf Religionsfreiheit wird ergänzt und vervollständigt durch das Recht der Eltern, die Erziehung ihrer Kinder nach ihren eigenen religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen auch im staatlichen Schul- und Erziehungswesen sicherzustellen (Art. 2 Satz 2 des 1. ZP). Die den an das 1. ZP gebundenen Konventionsstaaten auferlegte Pflicht, bei Ausübung der von ihm auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts übernommenen Aufgaben das Recht der Eltern zu achten, die Erziehung und den Unterricht entsprechend ihren eigenen religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen sicherzustellen, soll das Spannungsverhältnis zwischen der staatlichen Schulhoheit und dem elterlichen Erziehungsrecht zu einem schonenden Ausgleich bringen.

Die Rechtsprechung des EGMR auf dem sensiblen Feld der Religionsfreiheit war bisher ausgewogen und berücksichtigte auch hinlänglich die höchst unterschiedlichen staatskirchenrechtlichen Systeme der Konventionsstaaten, in die nicht mehr als zur Sicherung des konventionsrechtlichen Mindeststandards notwendig interveniert wurde.

Die Ideologie des Säkularismus

Davon weicht nun das Kruzifix-Urteil einer Kammer des EGMR im Fall Lautsi gegen Republik Italien vom 3.11.2009, das in der in Italien vorgeschriebenen Anbringung von Kruzifixen in öffentlichen Schulen eine Verletzung von Art. 2 1. ZP in Verbindung mit Art. 9 EMRK erblickte, deutlich ab. Frau Lautsi, eine italienische Staatsangehörige finnischer Abstammung, hatte erfolglos verlangt, dass die Kruzifixe in den Klassenzimmern öffentlicher Schulen, in denen ihre Kinder unterrichtet werden, abgehängt werden. Nach erfolgloser Erschöpfung des innerstaatlichen Rechtswegs erhob sie im eigenen Namen und für ihre Kinder Individualbeschwerde zum EGMR nach Art. 34 EMRK. Die Beschwerdeführerin hatte geltend gemacht, das Kruzifix im Klassenzimmer verletze die staatliche Pflicht zur Säkularität, privilegiere eine Religion, übe unzulässigen Druck auf die Angehörigen von Minderheiten aus und erwecke den Eindruck, dass der Staat diejenigen ausgrenze, die nicht den christlichen Glauben teilen. Das Konzept des Säkularismus erfordere vom Staat Neutralität und Äquidistanz zu allen Religionen.

Demgegenüber wandte die italienische Regierung ein, dass im vorliegenden Fall die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Religion gar nicht in Frage stehe, da diese Freiheit in Italien voll gewährleistet sei. Ebenso wenig gehe es um die Freiheit, eine Religion zu praktizieren oder nicht zu praktizieren. Ungeachtet des in den Klassenräumen hängenden Kruzifixes seien Lehrer und Schüler nicht verpflichtet, irgendeine noch so kleine Geste zu machen, die als Huldigung desselben oder auch nur als Respektbezeugung gedeutet werden können. Tatsächlich müssten sie ihm überhaupt keine Aufmerksamkeit widmen. Die Erziehung an italienischen Schulen sei im Übrigen nach Maßgabe der Lehrpläne vollständig säkular und plural. Das Kruzifix erinnere in Italien an eine lange kulturelle Tradition und an humanistische Werte, die auch von Nichtchristen geteilt würden. Angesichts des fehlenden Konsenses in Europa in der Frage der Interpretation des Konzepts des säkularen Staates müsse den Vertragsparteien in dieser Hinsicht ein besonders weiter Einschätzungsspielraum zugestanden werden. Eine gerichtliche Festlegung auf einen bestimmten Standpunkt würde der legitimen Diversität der nationalen Annäherungen an diese Fragestellung zuwiderlaufen und unvorsehbare Konsequenzen nach sich ziehen.

Die Kammer zeigte sich von dieser Argumentation unbeeindruckt. Das Kruzifix sei ein zumindest vorwiegend religiöses Symbol, unübersehbar, machtvoll und von „bezwingender Gegenwart“. Die negative Religionsfreiheit erstreckte sich auch auf die Abwesenheit religiöser Symbole. Der Staat habe eine Pflicht, im öffentlichen Unterricht Neutralität zu wahren. Dagegen verstoße die Anbringung von Kreuzen in

Klassenzimmern. Sie verletze das Recht der Eltern, ihre Kinder in Übereinstimmung mit ihren eigenen Überzeugungen zu erziehen, und die Glaubensfreiheit der Schüler.

Die Kammer konstruiert eine Beeinträchtigung der Religionsfreiheit der Eltern und Schüler durch das Kruzifix im Klassenzimmer, indem sie ihm eine bezwingende, überwältigende Suggestivwirkung zuspricht, die von ihm realistischerweise nicht ausgeht. Aus christlicher Perspektive ist man geneigt zu sagen: Schön, wenn es so wäre! Aber von Massentaufen aufgrund des bloßen Anblicks des Kreuzes in öffentlichen Schulen ist nichts bekannt. Das Kruzifix sagt eben dem Schüler, dem die christliche Heilsbotschaft nicht vertraut ist, weil seine Eltern areligiös oder andersgläubig sind, ohne bekenntnisgebundenen christlichen Religionsunterricht, an dem er nicht teilnimmt, zunächst einmal gar nichts; er dürfte es allenfalls ästhetisch abstoßend finden. Allerdings können und sollen das Kreuz und der Gekreuzigte auch als geistige, ja geistliche Provokation wirken. Paulus schrieb dereinst an die Korinther: „Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1, 23). Aber eine solche optische Herausforderung – die Kammer spricht pejorativ von „emotionaler Verstörung“ – ist noch keine Beeinträchtigung der Religionsfreiheit. Soweit sie – ganz im Sinne des von der Kammer als Erziehungsziel geforderten kritischen Nachdenkens – Nachfragen von Schülern auslöst, haben deren Eltern jede Möglichkeit, ihre eigene religiöse Überzeugung zur Geltung zu bringen und in der Erziehung einer etwaigen unerwünschten Anziehungskraft wirksam entgegenzuwirken.

Die Annahme der Kammer, es werde mit dem Kruzifix im Klassenzimmer permanenter Druck auf Anders- oder Nichtgläubige ausgeübt, erfolgt ohne jede Würdigung des konkreten Einzelfalls und ist als bloß abstrakte Möglichkeit ohne konkrete Anhaltspunkte nicht hinreichend für die Annahme eines Eingriffs in die Religionsfreiheit. Die Kammer schützt nicht die Religionsfreiheit, sondern reklamiert einen vollständig religionsfreien öffentlichen Raum qua eines der EMRK gar nicht immanenten Prinzips des Säkularismus. Es huldigt einem kulturkämpferischen liberalen Fundamentalismus, dem das Kreuz im Schulzimmer die Ausgrenzung aller nichtchristlichen Schüler bedeutet. Nach der Kammerentscheidung muss sich der Staat bei der Ausgestaltung des Schulwesens und wohl auch darüber hinaus religiöser Bezüge, und seien sie auch nur symbolhafter Natur, um der absolut geschützten negativen Religionsfreiheit einzelner willen strikt enthalten.

Die Kammer hat mit der Überdehnung der Abwehrfunktion der negativen Religionsfreiheit das Gebot der weltanschaulich-religiösen Neutralität als Verpflichtung des Staates zur Indifferenz oder zum Laizismus fehlgedeutet, damit in Wahrheit einseitig zugunsten der Areligiösität Partei genommen und so das Neutralitätsgebot selbst verletzt. Religionsfreiheit gebietet nicht den Verzicht auf die sinnbildliche Vergegenwärtigung der religiös geprägten kulturgeschichtlichen Tradition im öffentlichen Raum, sondern lediglich die Gewährleistung gleicher religiöser und weltanschaulicher Freiheit für Christen, Andersgläubige und Atheisten. Nach der inneren Logik der Kammerentscheidung müssten Staatskirchen, wie sie in mehreren Konventionsstaaten bestehen, wegen der darin liegenden größtmöglichen Identifikation eines Staates mit einer bestimmten Religion(sge-meinschaft) und eines davon ausgehenden, ubiquitären Anpassungsdrucks auf religiöse und weltanschauliche Außenseiter ausnahmslos konventionswidrig sein, ein Standpunkt, den die Rechtsprechungsorgane der Konvention bisher wohlweislich nicht eingenommen hatten. Entgegen dem vorsorglich warnenden Vorbringen der italienischen Regierung hat die Kammer Italien in dieser das staatliche Selbstverständnis berührenden Frage keinen Beurteilungsspielraum („margin of appreciation“, „marge d’appréciation“) eingeräumt. Rudolf Streinz hat darauf aufmerksam gemacht, „dass der Straßburger EGMR, der diese Argumentationsfigur gerade für solche ‚Identitätsfragen‘ aufgrund unterschiedlicher Traditionen und Bewertungen entwickelt hat, in letzter Zeit insoweit restriktiver zu sein scheint als der Luxemburger EuGH hinsichtlich der Europäischen Union“¹⁴.

Die konventionsgemäße Lösung: Tradition des christlichen Erbes und Religionsfreiheit statt Kulturkampf

Die säkulare Heilsgewissheit, die aus der Kammerentscheidung spricht, gehört nicht zu dem gemeinsamen Erbe an politischen Überlieferungen und Idealen, das der Vorspruch der EMRK beschwört und das die Grundlage der kollektiven Garantie der Menschenrechte und Grundfreiheiten in der Konvention bildet. Wenn sich der EGMR zur Partei eines neuen Kulturkampfes machen sollte, würde er vielmehr seine ideellen Grundlagen verraten, seine Reputation aufs Spiel setzen und die Akzeptanz seiner Rechtsprechung verlieren. Es bleibt zu hoffen, dass die von der gemäß Art.

¹⁴ Kruzifixe in Schulen – ein Verstoß gegen die Menschenwürde? Zum Kruzifix-Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte vom 3. November 2009, in: zur Debatte (Themen der Katholischen Akademie in Bayern), 1/2010, S. 1-3, 2.

43 Abs. 1 EMRK in Berufung gegangenen italienischen Regierung angerufene Große Kammer in ihrem endgültigen Urteil diese Fehlentscheidung korrigieren wird.¹⁵ Denn die negative Religionsfreiheit darf nicht zu einem dominanten „Recht zur Verhinderung und Verdrängung aller Religiösen“ aus der Öffentlichkeit werden. Das wäre ahistorisch, kulturlos und nihilistisch.

Das christliche Erbe darf als kulturelle Grundlage der Gesellschaft auch in der staatlichen Schule tradiert und erneuert werden, schon weil dem Staat „die darauf zurückgehenden Denktraditionen, Sinnerfahrungen und Verhaltensmuster [...] nicht gleichgültig sein [können]“. Ohne die Kenntnis von diesem Erbe lässt sich die Vergangenheit und Gegenwart nicht begreifen, ohne Erneuerung, die dieses Erbe lebendig erhält, die Zukunft, die der jungen Generation gehört, nicht gewinnen. Die Kulturleistung des Christentums aber kann nicht einfach vom christlichen Glauben als seiner religiösen Wurzel getrennt werden; sie darf deshalb in der Schule auch durch das Kreuz, das christliche Symbol schlechthin, zur Anschauung gebracht werden, weil die bloße Ansicht niemanden zwingt und zwingen kann, die so vorgestellte Heilsbotschaft zu glauben.

Umgekehrt aber gilt: „Wenn die religiöse und christliche Grundlage dieses Kontinents in ihrer Funktion als inspirierende Quelle der Ethik und in ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit an den Rand gedrängt werden sollte, dann würde nicht nur das gesamte Erbe der europäischen Vergangenheit geleugnet, sondern – mehr noch – wäre eine Zukunft für den europäischen Menschen [...] für jeden europäischen Menschen, gläubig oder ungläubig – schwer gefährdet“¹⁶. Dieser Mahnung Johannes Paul II. ist nichts hinzuzufügen.

(zuerst erschienen in: „Kirche und Gesellschaft“, Nr. 377, hg. von der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle Mönchengladbach 2011)

¹⁵ Tatsächlich hat die Große Kammer des EGMR mit Entscheidung vom 18.03.2011 – 30814/06 – anders entschieden und die Beschwerde von Frau Lautsi zurückgewiesen.

¹⁶ Rede vor der Parlamentarischen Versammlung des Europarates in Straßburg vom 8.10.1988, zitiert nach Miroslav Kardinal Vlk, Glaube und Kultur klaffen weit auseinander. Die europäische Identität und die Lage Europas am Ende dieses Jahrhunderts, FAZ Nr. 135 vom 15.6.1999, S. 15.

Dietfried Scherer

Selektive Wahrnehmung

Zum Verhältnis der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) zu den freien Schulen



In letzter Zeit hat sich die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) mehrfach zu den Freien Schulen geäußert. So erschien im Oktober 2010 in der gewerkschaftseigenen Zeitung „Bildung und Wissenschaft“ ein Artikel im Vorfeld der Landtagswahl. In diesem Artikel werden völlig undifferenziert eine Reihe von Themen angesprochen und Sachverhalte kritisiert, die als Charakteristika der freien Schulen dargestellt werden. Dabei ist es inhaltlich und journalistisch unseriös, dass in diesem Artikel mit keiner Silbe deutlich wird, dass die angeprangerten oder unterstellten Missstände beim größten Anbieter freier Schulen, nämlich den Kirchen, kein Thema sind. Auf diese Weise wird mit sehr populistischem Einschlag eine unterschwellige Stimmung gegen alle freien Schulen erzeugt.

Einige Beispiele:

Es wird behauptet, dass die steuerrechtliche Anerkennung der Gemeinnützigkeit freier Schulen kein geeignetes Instrument sei, um den Rückfluss von öffentlichen Geldern durch erwirtschaftete Gewinne in einzelne Schulen zu garantieren. Fakt ist, dass alle Schulen der Schulstiftung Zuschussbetriebe sind und dass selbst bei der angezielten und noch lange nicht verwirklichten staatlichen 80 %-Refinanzierung für die laufenden Kosten 20 % beim Träger und den Eltern verbleiben. Es ist völlig illusorisch, dass eine Schule der Schulstiftung Gewinn erzielt!

Die GEW fordert weiter, geeignete Instrumente zu entwickeln, die gewährleisten, dass diese staatlichen Zuschüsse nicht in andere Bundesländer fließen und nicht für andere Zwecke verwendet werden können. Auch diese unterstellte Option entbehrt jeglicher Grundlage!

Die GEW fordert, dass privaten Schulen eine Genehmigung nur dann erteilt werden dürfe, wenn der Träger die tariflichen Regelungen des öffentlichen Dienstes anwendet oder einen Tarifvertrag mit einer Gewerkschaft geschlossen hat, der den tariflichen Regelungen des öffentlichen Dienstes im wesentlichen gleich kommt. Abgesehen von der Tatsache, dass dies für alle Beschäftigten der Schulstiftung verwirklicht ist, insinuiert eine solche Forderung, Lehrkräfte würden an den freien Schulen in prekären Verhältnissen gehalten.

Außerdem möchte die GEW in die Freiheit der Vertragsgestaltung eingreifen und über eine Änderung des Betriebsverfassungsgesetzes weitreichende Änderungen umsetzen. Dass hier im kirchlichen Bereich in bewährter Weise der „dritte Weg“¹) zum Selbstverständnis des kirchlichen Dienstes gehört, wird dabei völlig ausgeblendet.

Die GEW setzt sich für das öffentliche Schulwesen ein und fordert eine finanzielle und personelle Ausstattung, die – und das ist die Zielrichtung! – freie Schulen „unnötig“ macht.

Geradezu kabarettistisch mutet die letzte Forderung der GEW an, das Prüfungswesen an den privaten Ersatzschulen so zu organisieren, dass Beschäftigte an öffentlichen Schulen nicht zusätzlich belastet werden (Entschädigung für Zweit- und Drittkorrekturen sowie angemessener Zeitausgleich bei Schulfremdenprüfungen etc). Alle Schulen der Schulstiftung sind in das staatliche Prüfungswesen eingebunden und erbringen Prüfungsleistungen für staatliche Schulen, die selbstverständlich ebenso wenig zusätzlich honoriert werden wie die Prüfungsleistungen der staatlichen Schulen an den Schulen der Schulstiftung.

Nach der Veröffentlichung dieses Artikels hat die Arbeitsgemeinschaft freier Schulen (AGFS) in Baden-Württemberg das Gespräch mit der GEW und ihrer Vorsitzenden Doro Moritz gesucht und dabei die konkrete Situation des freien Schulwesens in Baden-Württemberg sowie die Grundausrichtung der Arbeitsgemeinschaft Freier Schulen ausführlich vermittelt. Die Arbeitsgemeinschaft Freier Schulen hat darum gebeten, künftig keine pauschalen Aussagen zum freien Schulwesen zu treffen, sondern sachgerecht zu differenzieren. Es kann nicht sein, dass einzelne wenige schwarze Schafe als Paradigma für das freie Schulwesen an sich herangezogen werden.

Trotz eines seinerzeitigen konstruktiven Gesprächsverlaufs mit der GEW muss nun leider festgestellt werden, dass im Vorwort zu einem neuerlich von der GEW in Auftrag gegebenem Rechtsgutachten (Prof. Dr. Hermann Avenarius) erneut die pauschal ablehnende Haltung der GEW zu freien Schulen zum Ausdruck kommt. Zitat aus dem Vorwort: „Der Wettbewerb soll gesteuert werden durch freie Schulwahl

¹ Gestaltung der Arbeitsvertragsrichtlinien und Vergütung im Einvernehmen durch paritätisch besetzte Kommissionen von Dienstgebern und Dienstnehmern.

und durch dem einzelnen Schüler zugeordnete Bildungsgutscheine zur Vollfinanzierung der Schulen in privater Trägerschaft. Die GEW beobachtet diese Entwicklung mit Sorge“, und wenig später heißt es: „Privatschulen sind durch das Grundgesetz garantiert, es macht deshalb wenig Sinn, sie grundsätzlich bekämpfen zu wollen“. Man bekämpft sie also lieber durch verallgemeinernde Diffamierung, die inhaltlich nicht gedeckt ist!

Ungeachtet all dieser Einzelfragen wird die erwiesene Funktion der freien Schulen als Motor für Schulentwicklung negiert.

Es mutet seltsam an, wenn die GEW für gerechte Arbeitsbedingungen zu Felde zieht und dabei geflissentlich übersieht, dass der größte Anbieter freier Schulen, die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, identische Arbeitsbedingungen wie das Land Baden-Württemberg bietet. Damit diskreditiert die GEW den Arbeitsplatz von GEW-Mitgliedern an diesen freien Schulen.

Verhängnisvoll daran ist, dass durch diese Stellungnahmen der GEW in der Öffentlichkeit ein Bild entstehen muss, dass von völlig falschen Voraussetzungen ausgeht.

Die freien Schulen fordern die GEW deshalb auf, zu einer sachgerechten, fairen und differenzierten Darstellung der Sachverhalte beizutragen und auf unangemessene Pauschalierungen zu verzichten.

Im Interesse der politischen Rahmenbedingungen an freien Schulen und der öffentlichen Wahrnehmung bleibt nur zu hoffen, dass GEW-Mitglieder an freien Schulen auf die Meinungsbildung innerhalb der GEW zu diesem Thema sachgerecht Einfluss nehmen oder aber, wenn sie in dieser Angelegenheit von der Gewerkschaft nicht nur nicht vertreten, sondern diskreditiert werden, die Konsequenzen ziehen.

Katholische Schulen in freier Trägerschaft in Deutschland

(ohne Schulen des Gesundheitswesens)

Schuljahr 2009/10

Schulart	Anzahl Schulen	Anzahl Schüler/-innen					Anzahl Lehrer/-innen
		Gesamt	Männlich	%	Weiblich	%	
<i>I. Allgemeinbildende Schulen</i>	674	327.556	118.823	36,3%	208.733	63,7%	26.436
Grundschule	77	18.918	9.491	50,2%	9.427	49,8%	1.268
Hauptschule	24	6.059	3.328	54,9%	2.731	45,1%	528
Schulart mit mehreren Bildungsgängen	25	12.316	6.434	52,2%	5.882	47,8%	1.111
Realschule	144	77.106	17.806	23,1%	59.300	76,9%	5.073
Gymnasium	215	183.305	64.387	35,1%	118.918	64,9%	13.421
Gesamtschule	9	7.672	3.071	40,0%	4.601	60,0%	629
Förderschule	150	18.847	12.545	66,6%	6.302	33,4%	4.000
Abendschule/Kolleg	24	2.906	1.486	51,1%	1.420	48,9%	372
Krankenhausschule	6	427	275	64,4%	152	35,6%	34
<i>II. Berufsbildende Schulen</i>	216	42.456	12.492	29,4%	29.964	70,6%	4.435
Berufs-/Berufsfachschule/ FOS/Fachgymn.	146	35.233	11.553	32,8%	23.680	67,2%	3.317
Fachschule/Fachakademie	70	7.223	939	13,0%	6.284	87,0%	1.118
Ohne Schulart-Zuordnung	18	1.752	1.072	61,2%	680	38,8%	215
Summe	908	371.764	132.387	35,6%	239.377	64,4%	31.086

Ulrich Windhab

Ist Deutsch eine Sprache – und wenn ja, wie viele?



Vorbemerkung:

Folgende Einführung in die Varietätenstruktur der deutschen Sprache hielt der Autor als Fachberater Deutsch an der Heimschule Lender im Schuljahr 2011/12. Veranstaltungsrahmen war das methodenorientierte Elternseminar der Schule, wo es galt, unterschiedlichen Bildungsgraden unter den Zuhörern gerecht zu werden. Für die Drucklegung wurde das Manuskript leicht überarbeitet und durch Literaturangaben ergänzt; die Vortragsform wurde beibehalten.

I. Vom kleinen Witz zum System der Sprache

Liebe Eltern und Kollegen,
liebe Freunde der Heimschule,

Wissen über Sprache ist Methodenwissen! Das gilt in besonderem Maße, wenn es um Wissen über die eigene, die „Muttersprache“ geht. Der Titel des heutigen Vortrags – es wird Ihnen gleich aufgefallen sein – schuldet zunächst einen Dank für die Anregung an Erfolgsautor Ulrich Precht („Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“). Inwieweit die Übertragung seiner Pointe auf unser Thema „deutsche Sprache“ passt, das muss der heutige Abend erst noch zeigen. Meinen heute doch die meisten von uns – gebildet oder ungebildet –, dass es diese „deutsche Sprache“ gibt, dass diese Sprache außerdem eine stabile Größe ist, die in sich eine homogene Einheit darstellt, dass es davon auch natürlich nur eine gibt, die man allerdings als „deutsche Hochsprache“ mit Mühe und auch Ängsten in der Schule lernen, zumindest aber verfeinern muss. Sollte der Titel in Ihnen, verehrte Zuhörer, aber ein kleines Verblüffen ausgelöst haben, vielleicht auch die Frage, inwiefern es für Eltern und Lehrer Sinn macht, über die Frage einer Vielfalt der eigenen Sprache nachzudenken, so wäre das kein untauglicher Einstieg in das Thema.

„Kennen Sie den schon?“ Diese Formel setzen wir gerne an den Anfang der Erzählung eines Witzes. Das soll eine Blamage verhindern, wissen wir doch alle um den gesteigerten Wert der Überraschung für die Wirkung einer Pointe. Nichts wirkt so schal und tot wie der bereits bekannte, unter Umständen sogar interpretierte Witz.

Sprachliche Hilfestellung bei Reisen im Ländle „Lexikönle“ aus Anlass des 20. Geburtstags der RegioKarte Freiburg/Breisgau/Hochschwarzwald

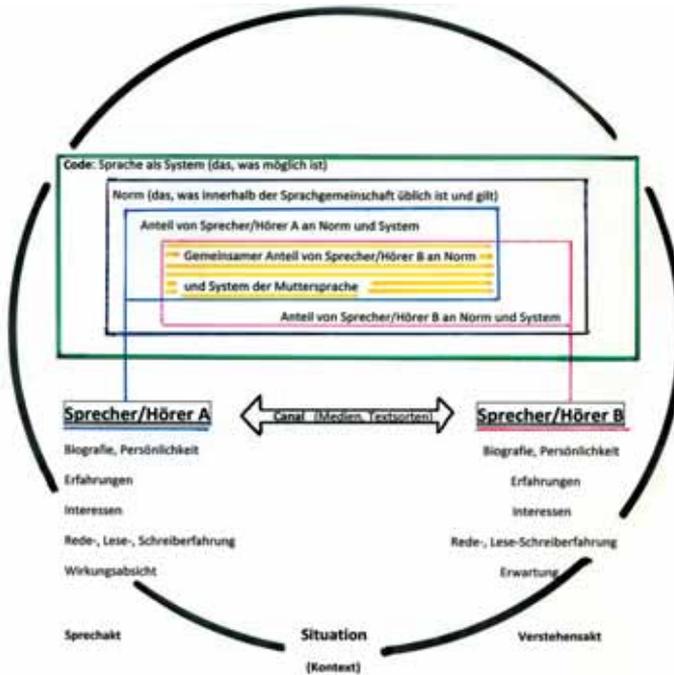


Dennoch macht es in meinen Augen Sinn, eine kleine, wohl den meisten von Ihnen bekannte, aber dennoch nicht angestaubte Anekdote vorzutragen: Mit ihr kann man nämlich – über den bescheidenen Lacherfolg hinaus – ein anderes, wichtigeres Ziel verfolgen:

In einem Zugabteil der Schweizer Bundesbahnen mit Fahrtrichtung von Zürich nach Schaffhausen, also der deutschen Grenze entgegen, sitzen drei Männer: ein Schweizer, ein Schwabe und ein Preuße. Ganz im Selbstbewusstsein des Gastgebers eröffnet der Schweizer das Gespräch, indem er sich an den Preußen wendet: „Sinns au sZüri gsi?“ Verunsichert sieht ihn der Norddeutsche an und zuckt hilflos mit den Schultern. Der Schweizer wiederholt: „Ja, sinns öppen au sZüri gsi?“ Als der Angeredete immer noch nicht versteht, greift der Schwabe helfend ein: „Waisch, der moint gwäa!“

Schon ist unsere Sicherheit in Sachen Einheit und Funktionstüchtigkeit der deutschen Sprache dahin. Drei Erwachsene, die offensichtlich der deutschen Sprache mächtig sind, schaffen es nicht, sich auf Deutsch zu verständigen. Auf harmlose Weise führt die kleine Szene auf ein Problem, das im wirklichen Leben der Familie, des Unterrichts und der Berufstätigkeit immer wieder zu Belastungen führt. Kommunikation, also Verständigung zwischen Menschen mit sprachlichen und anderen Mitteln kann aus vielerlei Gründen scheitern, es können Fehler und Fehleinschätzungen vorliegen, es können auch wichtige Voraussetzungen für ein Gelingen des kommunikativen Handelns fehlen.

Solche Voraussetzungen für eine gelingende Kommunikation soll ein vereinfachtes Modell zeigen, wie es uns die Sprachwissenschaftler als „Kommunikationsmodell“ an die Hand geben: Dargestellt sind zwei Beispielpersonen, die auch zwei unserer Bahnfahrer sein könnten. Je nach Kommunikationsakt können nun beide als „Sen-



Schon ein einfaches Kommunikationsmodell zeigt: Das Gelingen eines Gesprächs hängt von unterschiedlichen Faktoren ab.

der“ (Sprecher, Schreiber) oder als „Empfänger“ (Hörer, Leser) auftreten. Das Kommunikationsmodell zeigt auf stark vereinfachende Weise, wie die Teilnehmer etwa unterschiedlich geprägt, also mit unterschiedlichen Erwartungen und Erfahrungen, mit unterschiedlichem Vorwissen etc. in das Gespräch gehen. Wir brauchen für eine Verständigung, die funktioniert, ein Medium („Kanal“), das können akustische Signale ebenso sein wie eine optische oder Funkübertragung. Jede Kommunikation wird vielfältig beeinflusst durch einen Rahmen, den wir „Situation“ nennen: Nicht nur unsere Erwartungen sind ganz verschieden, wenn wir uns zum Streit vor Gericht treffen oder zum Flirt am Gartenzaun. Vor allem zeigt das Modell die Tatsache auf, dass wir Gesprächsteilnehmer ein „Zeichensystem“ („Code“, hier die Sprache mit ihren Wörtern und Regeln) für die Verständigung benötigen, auf die wiederum die Sprecher unterschiedlichen Zugriff haben. Klar ist, dass eine Verständigung nur dann gelingen kann, wenn die eingesetzten Mittel aus dem Zeichensystem auch von allen Teilnehmern verstanden werden.

Im Zugabteil scheinen die Bedingungen für eine gelingende Kommunikation zunächst Erfolg versprechend. Zunächst gibt es einen tauglichen „Kanal“: Das mündliche Gespräch findet innerhalb der Erdatmosphäre statt, was die physikalische Voraussetzung für die Übertragung der Schallwellen liefert (Die Schweiz genießt sogar den Ruf, eine besonders gute Luft anzubieten). Störungen durch zu laute Fahrgeräusche können wir bei einem Qualitätswaggon der Schweizer Bundesbahnen ausschließen. Die drei Gesprächsteilnehmer sind offensichtlich geistig normal entwickelt, weisen auch die körperlichen Voraussetzungen für ein Gespräch

auf. So haben sie funktionierende Stimmbildungsorgane und das notwendige Gehör. Sie sind voll entwickelte Menschen, also sprachfähig. Psychologische Sprachblockaden wie Verstummen im Ärger über den anderen o.ä. scheinen auch nicht vorzuliegen.

Auch inhaltliche Überforderung scheidet als Hindernis aus. Im Gegenteil lässt die Gesprächseröffnung deutlich den Wunsch nach einer alltäglichen Plauderei auf freundschaftlicher Basis erkennen. Die Einstiegsfrage will nicht wirklich Informationen erschließen, sondern soll lediglich das Schweigen an einem kalkulierbaren Punkt brechen. Vor diesem Hintergrund darf die Frage auch überflüssig sein, denn wer im Zug von Zürich nach Schaffhausen sitzt, war mit einem unsteigerbaren Grad an Wahrscheinlichkeit vorher zumindest kurz in Zürich. So peinlich dieser Einstieg dem Logiker erscheinen muss, so verbreitet und sinnvoll ist ein solches Vorgehen in Alltagssituationen: Hier liegt also nicht die Pointe des Witzes, denn der redundante Einstieg muss nur auf einen gesprächswilligen Kommunikationspartner stoßen, der dankbar das Gesprächsangebot aufgreift und schon erscheint der Einstieg des Schweizers als geschickt.

Im süddeutschen Raum (besonders Bayern) sind bis heute Vorbehalte gegen „die Preußen“ zu spüren – Erinnerung an die aufgezwungene und oft schnoddrig-arrogante Bevormundung der Süd- durch die Norddeutschen zu Kaisers Zeiten und danach. Davon bleibt in unserer kleinen Szene aber höchstens noch die bescheidene Freude der Hörer, nun auch einmal einen „Preußen“ in der Rolle des Opfers zu erleben.

Natürlich haben der Schweizer, der Schwabe und der Norddeutsche auch ein gemeinsames Zeichensystem um sich sinnvoll auszutauschen, sie beherrschen das System der deutschen Sprache, kommen aus dem deutschen Sprachraum. Aber wir ahnen längst, dass die Fehler, die sowohl dem Schweizer als auch dem Schwaben unterlaufen, gerade in diesen Bereich fallen. Sie schätzen beide die Redesituation falsch ein. Wer in der Eisenbahn, einem Verkehrsmittel überregionaler Reichweite, sitzt, muss im vielgliedrigen deutschen Sprachraum mit seinen vielen Regionalsprachen und Dialekten immer mit Mitreisenden rechnen, die zwar einen Schweizer Fahrplan lesen können, aber nicht der ansässigen Regionalsprache mächtig sind. In unserem Fall wäre das das Schweizerdeutsch. Der Redebeginn des Schweizers wäre in einer anderen Situation, etwa am Stammtisch des heimatlichen Dorfes, angemessen und daher völlig unproblematisch gewesen.



In regionaler Dichtung und medialer Unterhaltung kommt Dialekt auch in gedruckter Form vor, manchmal allerdings modifiziert als „Para-Dialekt“.

Der Schwabe erheitert uns gleich mit einer doppelten Fehleinschätzung: Auch er geht kurzsichtig nur von seinem eigenen Verständnis aus. Er bedenkt nicht, dass er als Angehöriger des großen alemannischen Dialektraums zwar den Schweizer recht gut versteht, dass es aber dem Fremden aus der Nordhälfte Deutschlands wenig hilft, wenn er diesem nur das ihm selbst recht fremde, gerade noch verständliche Partizip „gsi“ (gewesen) mit dem schwäbischen „gwää“ übersetzt, eingerahmt durch weitere Dialektartikel des Schwäbischen. Da helfen weder seine gute Absicht noch die Anrede in der – freundschaftlich gemeinten – zweiten Person „woisch“ (weißt Du). Angesichts der Gewohnheiten des norddeutschen Gesprächspartners könnte man darin sogar einen dritten Fehler des Schwaben sehen: Auch die Anrede ist unangemessen.

Welche vorläufigen Schlussfolgerungen für unsere Bedürfnisse von Elternhaus und Schule bezüglich unserer Schüler lassen sich nun aus dem vorgestellten Beispiel ziehen?

Gerade als Vorbereitung auf ein erfolgreiches Leben in einer sachlich immer komplexer ausdifferenzierten und gleichzeitig sich rasant weiter vernetzenden Welt ist es für die Schülerinnen und Schüler von zentraler Bedeutung, dass sie sich – schriftlich wie mündlich – kommunikative Kompetenzen, aneignen. Das meint, sie „erlangen Sicherheit im Verstehen auch komplexer sprachlicher Äußerungen. Sie können bewusst und konzentriert zuhören. Sie analysieren, durchschauen, reflektieren Kommunikationssituationen und sind in der Lage, angemessen zu reagieren. Damit

bildet sich ein sicheres Urteilsvermögen aus, das auch der schriftlichen Kommunikation zugute kommt. Sie gewinnen im Verlauf ihrer schulischen Laufbahn zunehmend Sicherheit im Gebrauch eines differenzierten Wortschatzes und sind in der Lage, Sprache als wichtiges Mittel zur Verständigung verantwortungsbewusst zu gebrauchen. Dazu gehört der Ausbau der Gesprächs- und Argumentationskompetenz in unterschiedlichen Redesituationen.“ Was der geltende Bildungsplan (2004) von Baden-Württemberg hier für das allgemein bildende Gymnasium im Tone großer Zuversicht formuliert, enthält zunächst einige Voraussetzungen, die als Wissen über Sprache und als eingeübte Verhaltensweisen auch den Schülerinnen und Schülern (und ihren pädagogischen Begleitern) zu vermitteln sind:

1. Niemand beherrscht das Deutsche im Sinne einer Gesamtsprache vollständig.
2. Diese Sprache müssen wir uns als ein kompliziertes System von Untersprachen, sogenannten „Sprach-Varietäten“ (oder: Variationen, Subsprachen, Registern), vorstellen.
3. Dieses sprachliche System ist auch kein dauerhafter Block, den es nur mit der Autorität von Elternhaus und Schule umzusetzen gilt, es ist vielmehr ein lebendiger Organismus, der sich in einer langen sprachlichen Geschichte entwickelt hat und sich auch weiter verändert, viele Anregungen aufnimmt, sich vor allem auf viele Bedürfnisse einstellt.
4. Der kompetente Sprachnutzer bedient sich der genannten Varietäten wie Registern je nach kommunikativen Absichten und der jeweiligen Kommunikationssituation angemessen.
5. Als solche Sprachvarietäten mit vielerlei gegenseitigen Bezügen sollen hier neben Alltags- und Standardsprache exemplarisch vorgestellt und auf praktische Bedeutung und Problemgehalt befragt werden:

- Dialekte, Regional- und Nationalsprachen
- Fachsprachen
- Gruppensprachen

Das trifft die Forderungen des Bildungsplanes zu „sach-, situations- und adressatenbewusstem sprachlichen Handeln“ direkt, zugleich die Anforderungen, die auf unsere Kinder im wirklichen Leben in steigendem Maße zukommen. Hilfe kann nach Ausweis führender Didaktiker des Faches Deutsch ein Prozess der Kompetenzaneignung bieten, bei dem die Schüler lernen, aus den ihnen zugänglichen Sprachvarietäten wie aus „Registern“ auszuwählen. Das ermöglicht ihnen nach Analyse der Sache und der eigenen Intention, die jeweilige Situation wie den Kommunikationspartner/Adressaten, dessen erwartete Reaktionen etc. differenziert beachtend sich zielgerecht auszudrücken. Das vermeidet auch unerwünschte Auswirkungen des Gesprochenen.

II. Alltags- und Standardsprache

„Standardsprache“ wird heute die überregional wirksame, schriftnahe Sprache genannt. Sie ist deutlich durch eine Vielzahl von Bestimmungen zu Rechtschreibung und Grammatik geregelt (kodifiziert, normiert) und steht nach wie vor im Zentrum des Deutschunterrichts an Schulen. Dort wird sie als „die richtige Varietät“, das „gute Deutsch“ - anders als etwa Alltagssprache oder Dialekt - vermittelt. Der früher gebrauchte Begriff „Hochsprache“ wird inzwischen weniger gebraucht, da er fast arrogant einen höheren Wert im Vergleich zu anderen Sprachvarietäten suggeriert, obwohl mit „Hochdeutsch“ ursprünglich ein Regionalbezug gemeint war (s.u.). Heute kann man aber davon ausgehen, dass alle Varietäten ihren Wert besitzen, ja nachdem, wie angemessen ihre Verwendung in der betreffenden Kommunikationssituation ist. In der Verwendung als Schrift- und Amtssprache, als Mediensprache (z.B. gesprochene Sprache der Nachrichten) wie auch im kommunikativen Austausch mit anderen Regionen gilt die Standardsprache als passende Varietät. Sie ist die Sprachnorm des öffentlichen Gebrauchs von Schulen, Ämtern etc.

Nach ersten spracheinigenden Ansätzen des Mittelalters führten u.a. die Erfindung des Buchdrucks, Sprachentwicklungsbemühungen der Humanisten, vor allem aber die volkssprachliche Bibelübersetzung Martin Luthers erst zu Beginn der Neuzeit deutlich in Richtung einer solch einheitlichen Standardsprache aus den Quellen der hochdeutschen Dialekte Mittel- und Süddeutschlands. Weitergeführt wurde diese Bemühung durch die Sprachgesellschaften des Barock. Entscheidend für die Ausbildung des Deutschen als Wissenschafts- und Literatursprache aber waren bewusste sprachgestaltende Eingriffe ab der Aufklärung, als Lexikalisten und Grammatiker diese Sprache als Einheitssprache jedem einzelnen Bürger zugänglich machen woll-



Martin Luthers Bibelübersetzung trug entscheidend bei zur Ausbildung einer einheitlichen deutschen Standardsprache.

ten. Der Gleichheitsgedanke der Naturrechtslehre sollte auch in gleichem Sprachzugang seinen Ausdruck finden, was die Aufklärer allerdings bis heute nicht ganz geschafft haben. Damals kämpften sie gegen den starken Einfluss des Französischen und den Schwulst spätbarocker Texte. Die Normierungs- und Kodifizierungsbemühungen nicht zuletzt durch das Wörterbuch des Konrad Duden dienten im 19. Jahrhundert ebenso dem Nationalgedanken wie den Kommunikationsbedürfnissen der sich entwickelnden modernen Industriegesellschaft. Mit dieser kamen großräumige Verflechtung (Eisenbahn) wie mediale Vernetzung (Zeitungen, Post, Telefon, Rundfunk ...). Heute ist die deutsche Standardsprache ein voll ausgebildetes Sprachsystem, das Wissenschaft, Literatur, Medien, Wirtschaft, Verwaltung und Rechtswesen alle Möglichkeiten bietet. Womit wir auch der ersten Frage unseres Vortragstitels einigermaßen beantwortend auf den Grund gegangen sein sollten.

Die schriftnahe Standardsprache ist selten die primäre Sprache im Spracherwerb. Dass süddeutsche Sprecher auch im Gebrauch der Standardsprache i.d.R. ihren regionalsprachlichen Akzent weit deutlicher zeigen als norddeutsche, liegt am breiten Erfolg von Martin Luthers Bibelübersetzung: Da ihre Sprache den Dialekten in Mittel- und Süddeutschland näher stand als denen Norddeutschlands, konnte man im Süden die eigene, in der Region erlernte Sprache in Richtung dieser Standardsprache weiterentwickeln, während in den großen protestantischen Gebieten des

Nordens die „heilige Sprache“ der deutschen Bibelübersetzung wie eine Fremdsprache neu und damit lautrein erlernt wurde. Zudem war diese Bibel bald das einzige Buch in vielen Haushalten, in den protestantischen Schulen i.d.R. sogar das zentrale Schulbuch für mehrere Fächer.

Unsere eigentliche Muttersprache ist meist die Alltagssprache, sie ist im Spracherwerb i.d.R. unsere Erstsprache. Neben der ausdifferenzierten Standard- und Kultursprache trägt die Alltagssprache ihren eigenen Wert. Sie ist stark dem mündlichen Sprachgebrauch verpflichtet. Oft dialektal, gruppensprachlich oder standardnah gefasst, bietet sie uns das Medium zur Bewältigung aller wichtigen Alltagssituationen. Wie der Dialekt strahlt sie eher menschliche Nähe aus als die vornehmlich distanziert wirkende Standardvarietät. Sie hilft uns in informellen, entspannten oder auch emotional aufgeladenen Kommunikationssituationen, ist die Sprache der Familien über die Generationengrenze hinweg.

Wie wir von den Soziologen wissen, bietet sie uns aber noch eine besondere Hilfestellung: Sie ist ein humaner Schutzraum, in ihr können wir unreflektiert, also entspannt, ohne tieferes Nachdenken oder aufwändige Selbstbeobachtung kommunizieren. In ihr speichern wir nämlich naive Vorstellungen (Theoriekonzepte) ab, die jahrelangen Erfahrungen entsprechen und in der einfachen Handhabung für die Erfordernisse der Alltagsbewältigung völlig ausreichen.

Zum Beispiel genügt es im Alltag vollständig festzustellen: „Die Sonne ist aufgegangen.“ Natürlich wissen wir längst, dass dieses Bild nicht dem Stand der Wissenschaft entspricht, welche komplizierte astrophysikalische Zusammenhänge nämlich für den Wechsel von Tag und Nacht verantwortlich sind. Die sind uns aber im Alltag recht egal, wenn als eigentlich fast existenzbedrohendes Problem empfunden wird, wenn sich am Sonntagmorgen kein Familienmitglied opfern will, die Frühstücksbrötchen vom Bäcker zu holen.

Für solch vereinfachende Lebenshilfe greift die Alltagssprache auf das Mittel der Typisierung zurück: Die Folge des Tanzes der Himmelskörper wird zur ebenso naiven wie funktionierenden Typisierung „Sonnenaufgang“ zusammengefasst, die vor Jahrhunderten zum letzten Mal der Stand der Himmelsbeobachtung war.

III. Dialekte, Regional- und Nationalsprachen

„Karl, gottes dinistman
 ile in Yspaniam!
 got hat dich irhoret,
 daz lút wirdit bekeret.
 di dír abir widir sint,
 die heizent des tuvelis kint
 unt sint allesamt virlorin.
 die slehet der gotes zorn
 an libe unt an sele.
 die helle puwint si imermere.“
 Karl an sinem gebete lac
 unz an den morgenlichin tag.

(aus dem Rolandslied des Pfaffen Konrad, um 1170)

Dass Dialekte in unserem Sprachraum die alte Sprachform darstellen, aus der sich die Standardsprache erst entwickeln musste, zeigt ein kleiner Lese- und Vorlesetest: Die Alemannen (Badener, Deutschschweizer) verstehen in der Mehrheit die mittelalterliche Sprache des Pfaffen Konrad noch heute – eher als gehörte Sprache denn als still gelesene. Sein Mittelhochdeutsch des späten 12. Jahrhunderts hat sich in manchen lautlichen Formen in den alemannischen Dialekten bis heute erhalten. So fand in den meisten Gebieten des deutschen Sprachraumes von spätem Mittelalter bis in die frühe Neuzeit eine auffällige Diphthongierung (Entwicklung einiger langer Vokale zu Diphthongen, also Doppelvokalen) statt: „min niuwes hus“ wurde zu „mein neues Haus“, eine Entwicklung, die zwar die schwäbischen Dialekte mit „meij neijs heisle“ einigermaßen mitgemacht haben, nicht aber Badener, Schweizer und Elsässer: „min nüs hus“.

Noch heute lässt sich eine phantastische Vielfalt dieser regionalen Varietäten finden als Dialekte oder als Regionalsprachen, letztere schon näher an der Standardsprache, aber immer noch mit deutlichen regionalen Eigenheiten. Sie bilden eigene Sub- (Unter-) Sprachen des Deutschen mit den schon angedeuteten Eigenheiten in Lautung, aber auch in Wortschatz, Grammatik und Satzbau. Gerade die in der Regel einfache Syntax zeigt aber deutlich, dass die Dialekte noch überwiegend auf dem

mündlichen Sprachgebrauch basieren. Sie werden seit langen Jahren von der Dialektforschung in großen Sprachatlanten dokumentiert, oft auch zusammen mit Tondokumenten. Das ist auch wichtig, denn spätestens seit dem 19. Jahrhundert wird geklagt, dass die Dialekte zugunsten der überregional wirkenden Standard-, Schrift- oder Hochsprache zurückgehen, wenn nicht gar dem völligen Untergang geweiht seien. Damals machte man Schule und Militär für die sprachliche Vereinfachung verantwortlich, heute sehen wir an dieser Front sicher viel wirkungsvoller Rundfunk und Fernsehen eingreifen, außerdem die modernen Reisemöglichkeiten mit ganz neuen Begegnungen und kommunikativen Situationen.

Gegenbewegungen finden sich allerdings auch: Das Schweizerdeutsche fand in der Ablehnung des aggressiven deutschen Kaiserreichs um den ersten Weltkrieg eine richtige Renaissance, noch stärker in den 1930er Jahren: Als der übermächtige deutsche Nachbar unter dem Nationalsozialismus wieder aufrüstete, bauten die Schweizer nicht nur Bunker, sondern rückten in ihrem Mehrsprachenstaat auch regionalsprachlich wieder stärker zusammen. Obwohl heute in der deutschsprachigen Schweiz die nicht sehr beliebte deutsche Hochsprache offizielle Sprache in den Schulen ist, ist der Alltag in allen Schichten des Volkes vom Schweizerdeutschen geprägt, das so fast den Rang einer Nationalsprache erhält. Wissenschaftler haben ein ausgeprägtes Verhalten der Deutschschweizer beobachtet, kommunikativen Situationen auszuweichen, die den Rückgriff auf die deutsche Standardsprache erforderte. Dänemark hat nach dem Zweiten Weltkrieg und der Besetzung durch Hitler-Deutschland sogar eine Rechtschreibreform durchgeführt mit dem erklärten Ziel, die eigene Sprache von der der Deutschen zu entfremden, um weiteren imperialistischen „Umarmungen“ durch den stärkeren Nachbarn vorzubeugen. Die Holländer pflegen nach einer leidvollen Geschichte unter den Habsburgern und der Erfahrung des deutschen Besatzungsregimes ihre weltbekannte Toleranz schnell zu verlieren, wenn sie von deutschen Touristen darauf aufmerksam gemacht werden, dass ihre Sprache ja wohl ein westfriesischer Dialekt sei. Obwohl das Holländische nach den Karten der Dialektforscher eben diesem Charakter entspricht, gilt doch der Konsens der holländischen Sprachnutzer, dass es sich um eine eigene Nationalsprache handle. Dass dabei die Briten das Holländische *pars pro toto* als „dutch“ (= „deutsch“) bezeichnen, dürfen wir als makabre Ironie der Sprachgeschichte verbuchen.

In unserer Zeit scheint der Dialekt – mit regionalen Unterschieden – sogar deutlich zurückzugehen. Schule, Fernsehen und überregionale Mobilität machen sich

bemerkbar. Unter den Fachleuten finden sich aber gewichtige Stimmen, die ein Aussterben der Dialekte verneinen: Hört man diese Klagen nicht seit 200 Jahren? Waren es nicht immer die Alten, die den Dialekt pflegten? Vielleicht ist das kein Zeichen für Niedergang, sondern ein lebensaltersspezifischer Sprachgebrauch? Erlebt nicht auch die Jugendsprache im Internet eine Wiedergeburt des Dialektsprechens und -schreibens? Als sicher kann festgestellt werden, dass die bereits genannten großräumigen Einflüsse die eigentlichen (Orts-) Dialekte in sprachlichen Ausgleichsprozessen stark zurückgehen lassen und als „Dialekt“ inzwischen eher die Regionalsprachen anzusprechen sind.

Wie alle Sprachvarietäten tragen auch die regional geprägten gesellschaftliche Funktionen:

Wenn nun einer von den Flüchtlingen Ephraims sprach: Lass mich hinübergehen, so sprachen die Männer von Gilead zu ihm: Bist du ein Ephraimter? Wenn er dann antwortete: Nein!, ließen sie ihn sprechen: Schibbolet. Sprach er aber: Sibbolet, weil er`s nicht richtig aussprechen konnte, dann ergriffen sie ihn und erschlugen ihn an den Furten des Jordans, so dass zu der Zeit von Ephraim fielen zweiundvierzigtausend.

(Richter 12, 5-6)

Die Bibel zeigt: Es war offensichtlich schon einmal wichtig, sich der kommunikativen Situation angemessen in der dialektalen Aussprache flexibel zu zeigen. Auch wenn es heute in unserem Raum nicht mehr um Mord und Totschlag geht, kann man doch noch immer die soziale Funktion von Mundarten beobachten. Mit diesen regionalen Varietäten kennzeichnen sich die am betreffenden Platz siedelnden Menschen, die sich sprachlich so ihrer Gruppenidentität vergewissern und auch der gruppenmäßigen Abgrenzung gegen die Außenwelt, wie es in regionalen Konkurrenzen deutlich zu erkennen ist:

„S´ git badischi un unsymbadischi!“
 „Des isch en Røijschmeggder!“

Der Widerstandskampf der Bürgerinitiativen des alemannischen „Dreiecklandes“ (Südbaden, Nordwestschweiz, Elsass) gegen den geplanten Bau eines Kernkraftwerks in den Rheinauen bei Wyhl am Kaiserstuhl lieferte einen Anlass zur Rückbesinnung auf den alemannischen Dialekt, nicht zuletzt propagiert in Neudichtungen

Wir können alles. Außer Hochdeutsch.



Die Regionalsprache als selbstbewusst gezeigte Marke.

von Liedtexten oder Sendungen des illegalen Rundfunksenders „Dreieckland“. Da solche Texte, wie auch dialektähnliche Schwänke der Fernsehunterhaltung oder entsprechende Slogans aus der Werbung nicht immer das Original der Dialekte oder Regionalsprachen treffen, nennt der Forscher diese anbietenden oder gar nachäffenden Formen „Para-Mundarten“.

Wie sollen Schule und Elternhaus nun mit Schülern umgehen im Wissen um die notwendige standardsprachliche Ausstattung für ein erfolgreiches Leben in der modernen Gesellschaft?

Das in meinen Augen Wichtigste ist, dass der Schüler, der vornehmlich Dialekt oder eine stark regional geprägte Alltagssprache spricht, zunächst erfährt, dass er damit einen kulturellen Schatz besitzt, den es zu bewahren gilt, der aber zu Gunsten des Erfolgs in Schule und Leben kommunikativ auch einer wichtigen Ergänzung bedarf: der – in der Aussprache regional gefärbten – Standardsprache.

Unschlagbar sind Dialekt oder Regionalsprache im Ausdruck von Emotionen. „I mog di!“ wirkt in der lauen Maiennacht geflüstert, unter örtlichen Sprachnutzern in der Regel viel authentischer, also ehrlicher, und dient damit eher einem Gelingen der Kommunikation als das unpersönliche „Ich liebe Dich“ der Standardsprache. In Bayern ist „Der isch scho a Hund“ als Anerkennung einem „Der hat Fähigkeiten“ weit überlegen.

Hat es der genannte Schüler mit der Grundschulempfehlung aufs Gymnasium geschafft, so hat er aber in der Regel schon einige Frustrationen aus der schulischen Kommunikation hinter sich. Seit Anfang der 1970er Jahre deklassiert die Deutschdidaktik nämlich die Dialekte als rückständige Unterschichtsprachen und damit sozial stigmatisierend. Was in vielen Gegenden Deutschlands gilt, trifft etwa für Baden-Württemberg nur zum Teil zu, wie manche Teile der politischen und wirtschaftlichen Elite mit Anklängen ans Honoratiorenschwäbische in der Landeshauptstadt Stuttgart belegen. Angelsächsische Sprachforschungen unkritisch auf die Situation in Deutschland übertragend, stempelte die Unterrichtswirklichkeit den Schüler mit seiner Alltagssprache erst richtig ab, forderte ohne Übergang standard-

sprachliche Leistungen ein. So sieht sich unser Beispielsschüler beim Übergang auf die höhere Schule u.U. schon hinter einer sprachlichen Barriere eingeklemmt, hat längst Vermeidungsstrategien gegenüber kommunikativen Anforderungen entwickelt. Noch heute zeigt die Unterrichtserfahrung, dass solche Schüler richtig dankbar sind, wenn ihnen jemand glaubhaft Wert und Funktion von örtlichen Grunddialekten und schriftnäheren Regionalsprachen erläutert. Sie sind dann – bei behutsamer Anleitung – eher bereit, sich mit Hilfe der Übungen des Deutschunterrichts auf den Weg in Richtung einer Standardsprache zu machen. Mangelhafte Ausdifferenzierung und fehlende Übung in der Standardsprache aber behindern schulischen und beruflichen Erfolg nachhaltig, vor allem ist die Dialektbarriere schon ad hoc eine Konzentrationsstörung ersten Ranges: Der Schüler muss in Prüfungssituationen seine Aufmerksamkeit zweiteilen, einen Teil kann er der sachlichen Anforderung widmen, den Rest benötigt er für die sprachliche Mühe, standardnahe Texte zu formulieren. Ein derart schwerfälliger Umgang mit den sprachlichen Registern bringt aber einen großen Nachteil gegenüber Schülern, die sich bei weitgehend „automatischem“ Formulieren voll auf die Sache konzentrieren können.

Wo das möglich ist, muss das Elternhaus in solchen Fällen die Schule unterstützen: Neben interessierter, also bewusst gemachter Pflege des Dialekts, der sich mit Omas Hilfe vielleicht noch ausdifferenzieren lässt, heißt das sprachliche Ziel für viele Rede- und Schreibanforderungen in Schule und Beruf: die regional eingefärbte Standardsprache. Es gilt also, das kaum zu erreichende, also blockierende „Hochdeutsch“ als lautreines Schriftsprache-Ziel aufzugeben. Die Werbung unseres Bundeslandes „Wir können alles außer Hochdeutsch!“ soll nicht trotzig, sondern selbstbewusst klingen. Während die norddeutschen Dialektsprecher die deutsche Standardsprache als Fremdsprache lernen mussten und darum lautreiner beherrschen, hat der Süddeutsche ein kontinuierliches Spektrum zwischen Dialekt und regional geprägter Standardsprache, in dem er sich sprechend bewegen kann. Regional eingefärbte Standardsprache meint dabei die Sprache, welche die regionale Lautung verbindet mit exakter Wortverwendung, Grammatik und Satzbildung auf Schulniveau.

Dafür gibt es im Elternhaus viel Gelegenheit. Die Schwelle heißt: Das Reden in ganzen Sätzen! Wer gegenüber seinem Kind in ganzen Sätzen redet, sich wenigstens darum bemüht, und Auslassungen in der Regel auch begründet, das Argumentieren im Alltag als wertschätzende Routine pflegt, leistet eine unersetzliche Förderung. Dabei schadet es auch nicht, das Kind behutsam an eine stärkere Betonung der im Süden unseres Landes arg abgeschliffenen Endsilben zu erinnern.

Für den Rest helfen Schule, Medienkonsum und überregionale Mobilität. Wer viel herumfährt, übt auch eine überregional verständliche Sprache ein, „robbt“ sich also behutsam an die Standardsprache heran, die er ruhig weiter mit badischen oder schwäbischen Lauten anreichern darf. Das hat sogar Sympathiewert.

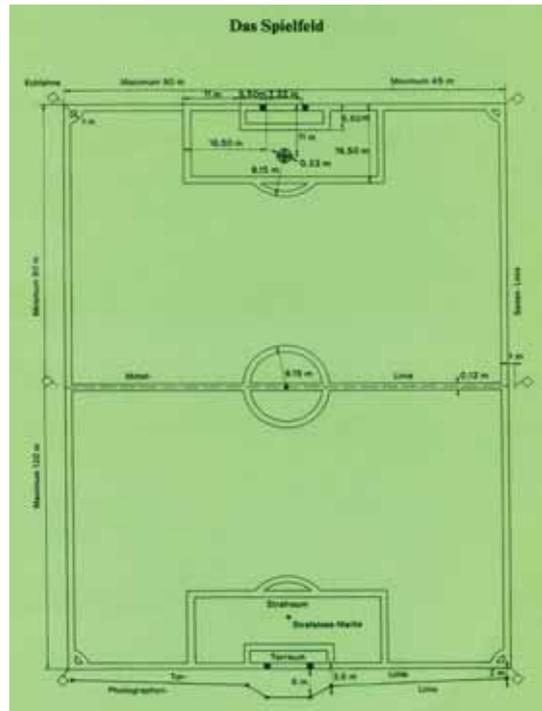
Als Zeugen für die Wirksamkeit dieses Rezepts möchte ich eine Reihe von erfolgreichen Politikern, die als sprachgewaltige Diskussionspartner und Parlamentsredner hohe überregionale Anerkennung gefunden haben und dennoch z.B. das schwäbelnde „ä“ (für e) oder „schd“ (für st) nie abgelegt haben: Theodor Heuß, der erste Präsident der Bundesrepublik, Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (dem rhetorische Qualitäten in der Bundeshauptstadt Bonn sogar den Ehrentitel „Hauptling Silberzunge“ einbrachten), Ministerpräsident Lothar Späth, ähnlich auch der bayerische Akzent des unbestrittenen Rhetoriktalents Franz-Josef Strauß, in dessen CSU lautreines „Hochdeutsch“ bis heute als Karrierebremse gilt.

Schon die Tatsache, dass der Dialektsprecher, der auch die Standardsprache beherrscht, über mehr Sprachregister verfügt und den gezielten Einsatz der Register auch intensiver übt als der lautreine Standardsprachensprecher, sollte alle Hoffnung wecken.

IV. Fachsprachen

Zunächst zwei Texte:

Es erfüllt einem die Brust mit Wohlgefühl, auf diese Wiese in lebendigem Grün unter strahlend blauem Himmel zu blicken, kontrastvoll verziert mit weißen Linien, gerade oder zum Kreis gebogen, Reviere bildend, garniert mit flatternden Fähnchen. Dort tollen in ansteckender Lebenslust glückliche Menschen in roten oder blauen Flatterhemdchen herum. Mal hierhin, mal dahin. Keiner will zurückstehen. Immer wieder probt einer seine Kraft und tritt eine weiße Kugel zu einem Flug in weichem Bogen, einem Himmelsgestirn gleich, mal fallend ins frische Grün, mal treffend einen der unermüdlichen Rasentänzer, von denen keiner klagt, obwohl getroffen. Nur ein Schwarzhemd läuft oft rückwärts, nicht



Auch der Schüler bringt fachsprachliche Kompetenz mit.

ohne von Zeit zu Zeit den Arm zu heben oder dem Musikinstrument Luft zu geben. Ich möchte dabei sein, mit ihnen hüpfen.

Da tritt einer unvorsichtig und stark die weiße Kugel nahe dem Wiesenende, riskiert den vollständigsten Verlust außerhalb. Dort, wo weitsichtige Menschen einen nicht sehr großen, weißen Rahmen senkrecht auf den Wiesenrand gestellt haben, nicht ohne ein Netz zu spannen. Bewacht wird dieser Traumfänger von einem der Jungen im blauen Geflatter, der selten läuft. Vielleicht das Krankenrevier? Die getretene Kugel wäre fast am Wächter vorbei hineingefahren in das Geviert, wird aber gottlob kurz davor vom nächsten Läufer in Blau aufgefangen, was Schwarzkittel mit fröhlich kräftigem Pfiff feiert, nun einmal auch vorwärts laufend, um auf den weißen Punkt vor dem aufgestellten Rahmen zu deuten. Zeichen für die Götter? Wahrscheinlich feiert er damit den erstmaligen Fang der übergroßen Billiardkugel mit der Hand. Alle halten an, scheinen Luft zu holen. Bis ein Roter sich erbarmt, die Kugel auf den magischen Punkt legt, um sich dann rückwärts zu entfernen. Doch mit dem nächsten Pfeifton ist er wieder da, schlägt auf die Kugel und kann sie nur noch im weiß umrandeten Krankenreviernetz verschwinden sehen. Auch der Wächter des Rahmens blickt stumm hinter dem Ball her.

(Spieltext U. Windhab)

Ein Handspiel der verteidigenden Mannschaft im Strafraum wird beim Fußballspiel durch Strafstoß vom Elfmeterpunkt geahndet. Der Strafstoß wird verwandelt.

(nach: Handbuch für Schiedsrichter)

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, Sie haben im Vergleich der beiden Texte schnell bemerkt, dass der erste Text offensichtlich von auffälliger Unkenntnis geprägt ist. Der Sprecher kennt weder die sachlichen Zusammenhänge des Fußballspiels, noch beherrscht er eine angemessene Sprache, um dieser attraktiven Sportart in irgendeiner Weise gerecht zu werden. Seine Fragen und Vergleiche, sein lyrisch-emotional geprägter Ton wollen nicht passen. Natürlich kann man über ein solch aufregendes Spiel auch emotional reden, dafür haben Fußballfans als Gruppe ihre derb-anschauliche Sprache geprägt, welche bis in die Kommentare der Sportreporter bei Rundfunk-Übertragungen reicht und von der Sprachwissenschaft mit guten Gründen als Gruppensprache (soziale Varietät) eingestuft wird.

Sportreporter benötigen neben den Spielern, Trainern, Funktionären etc. aber auch dringend die Sprachqualität, die Text B deutlich auszeichnet: Hier wird mit genauer Sachkenntnis, sachlichem Ton und durch ganz präzise, terminologisch festgelegte Bezeichnungen in auffälliger Kürze und Klarheit ein Funktionieren sicher gestellt. Die Fachsprache des Fußballsports dient der Erstellung eines Rahmens aus nüchternen Regeln und Verwaltungsakten, die erst den Raum schaffen für Spielfreude, Kampf und Zufall.

Schülerinnen und Schüler können aber aus dem Vergleich dieser Texte Selbstbewusstsein als Sprachnutzer ziehen. Sie erfahren sich an einer überraschenden Stelle schon in jungen Jahren als kompetent in der Anwendung einer Fachsprache. Das motiviert auch, den eigenen Sprachhorizont weiter auszuleuchten und dabei z.B. leicht zu entdecken, dass alle Schulfächer mit den begleitenden Wissenschaften ihre eigenen fachsprachlichen Systeme entwickelt haben.

Fachsprachen sind also funktionale Typen des Sprachgebrauchs, die für die Bedürfnisse überregional gelingender Fachkommunikation in Handwerk, Industrie, Wissenschaften etc. ein reichhaltiges Spezialvokabular anbieten, das an der Sache orientiert ist und dafür Klarheit und Eindeutigkeit anstrebt.

Sprachgeschichtlich haben sich die Fachsprachen in Folge der Arbeitsteilung aus den ursprünglich noch sehr lebens- und dialektnahen und metaphorisch-anschaulichen Fachbegriffen („Gaisfuß“ für Nagelzieher) und lokal- oder regional gebundenen Berufsbezeichnungen (Metzger/Fleischer) der Landwirtschaft und des sich spezialisierenden Handwerks entwickelt. Mit der erstaunlichen Entwicklung von Wissenschaften und Industrie seit mindestens zweihundert Jahren wuchs die Zahl der Fachsprachen und der je darin enthaltenen fachspezifischen Bezeichnungen zu gigantischem Umfang heran. Ende des 20. Jahrhunderts ging allein die chemische Industrie von einem Gesamtwortschatz von 100 000 Fachbegriffen bei einer monatlichen Erweiterungsrate von mindestens 100 neuen Begriffen aus. Insgesamt gehen die Fachtermini längst in die Millionen. Nie musste so viel Neues begrifflich erfasst und somit sprachlich aufbereitet werden. In dem Maße, wie sich die technischen Entwicklungen ablösen, veraltet aber auch ein Teil dieser Wortreserven in atemberaubender Geschwindigkeit. Mit den alten Berufen (Wagner, Schmied) verschwindet auch ihr Spezialwerkzeug (Ziehmesser, Esse) aus dem Fokus.

Das Bedürfnis nach Klarheit, Eindeutigkeit und sprachlicher Ökonomie wird durch eine Systematisierung der Bildung dieser Fachwortschätze bedient. Ein Fachterminus soll dabei genau und nur eine Sache bezeichnen, die Sache wiederum nur eine Bezeichnung haben. Wer über große Strecken z.B. mehrere Lastwagenladungen Schrauben für seine Produktion bestellt, muss aus Zeit- und Kostengründen die kommunikative Präzision herstellen um teure Fehllieferungen zu vermeiden. So erscheinen die Begriffe in standardisierten Systemen:

		-Lager	Lager
	-Rollen-	-Kugel-	Rollenlager
Kegel-	Zylinder-	Rillen-	Kugellager
			Kegelrollenlager
			usw.

Mehrgliedrige Zusammensetzungen wie „Lohnsteuerjahresausgleichsantragsverfahren“ (seit der Rechtschreibreform mit Bindestrich) und Abkürzungen („U-Bahn, NATO“) treffen hier auf unzählige sprachliche Entlehnungen; die mit neuer Technik in die Sprache aufgenommen werden: „Computer, Internet“.

Da hier die Sache im Zentrum steht, werden im Satzbau fachsprachlicher Texte unpersönliche, passivische Formen bevorzugt: „Das gepresste Papier wird auf Maß geschnitten, sorgfältig von den restlichen Quellmitteln gereinigt, getrocknet und geglättet“. Ebenso typisch ist der Nominalstil: „Die Abberufung erfolgt nach Einholung des Gutachtens eines ... Justizausschusses.“ Schließlich ist noch die Häufigkeit von Funktionsverbgefügen mit Sinnentleerung der Verben bemerkenswert: „in Rechnung stellen, zur Durchführung bringen, eine Untersuchung durchführen.“

Für die Schule kann mit dem Vorzeigen von etwas Sprachgeschichte über ein paar althandwerklichen Begriffen die Arbeit noch nicht erledigt sein. Kommunikativer Kompetenzerwerb muss den Schüler zunächst – siehe obiges Beispiel – sich selbst als aktuellen und kompetenten Nutzer von unterschiedlichen Fachsprachen erleben lassen. Er nimmt damit auch seine eigene Fähigkeit wahr, zwischen den „Registern“ der Varietäten bzw. ihrer Teile umzuschalten.

Der Deutschlehrer wird einerseits – mit sein wichtigster Beitrag – dem Schüler als tätiges Vorbild mit einem transparenten und präzisen Umgang mit den eigenen Fachbegriffen etwa im täglichen Grammatik- oder Literaturunterricht den Schülern erlebbare Standards setzen und en passant auch wertvolle echte (nicht gespielte!) Situationen des Umschaltens von der Varietät Alltagssprache in die der Fachsprache anbieten. Darüber hinaus hat er im sprachbetrachtenden Teil seines Unterrichts Grundlagenwissen zu vermitteln. In der Analyse von Fachsprachen in zeitgenössischen Texten wird er außerdem die Schüler zu kritischem Urteilsvermögen zu befähigen. Dieser wiederum muss sich Strategien aneignen, aus übergroßen Wortschatzdateien die wichtigen und nützlichen auszuwählen bzw. über Wortbildungsregeln neue Begriffe aus alten abzuleiten. Dass der Nominalstil des Fachtextes auf dem Weg einer Sprachcollage in die Literatursprache Einzug halten kann, heißt aber noch nicht, dass das auch ein akzeptabler Stil für jeden Schüleraufsatz ist, wo die Themenstellung meist höhere Ansprüche an Lesbarkeit und Farbigkeit verlangt, als es Juristen und Techniker in ihren Fachtexten erwarten.

Besonders wichtig ist, dem Schüler die Chancen und möglichen Hindernisse des fachsprachlichen Sektors vor Augen zu stellen:

- a) Da jede Vermittlung von Spezialwissen und sogar jede weitere Entwicklung dieses Wissens ohne den Ausbau der Fachbegriffe undenkbar ist, muss jeder, der lernt, lehrt, forscht, entwickelt, produziert, handelt und (z.T.) nutzt auch die Beherrschung der relevanten Begriffe seines Gebietes ins Zentrum seiner Bemü-

hungen stellen. Hier sind die Lehrer aller Fächer aufgefordert, zunächst den Schülern die Inhalte z.B. der Elektrophysik auch über die angemessene Sprache besser zu vermitteln, gleichzeitig aber auch das mehrfach beschriebene kommunikative Training der Jugend (das „Umschalten“) durch einfühlsame Begleitung zu unterstützen. Training in der Muttersprache darf nicht Sache der vier oder fünf Dreiviertelstunden Deutschunterricht pro Woche bleiben.

- b) In der Sprachwissenschaft wurde oft die Barriere des Spezialisten beschrieben, der zwar den Inhalt und auch die sachbezogene Sprache seines eng begrenzten Fachgebietes optimal beherrscht, sich darüber alltagssprachlich aber der Allgemeinheit gegenüber nicht verständlich machen kann. Dieses Problem ist letztlich nicht befriedigend zu lösen, da der Allgemeinheit mit dem Fachwissen zumindest zum Teil immer auch die Fachbegriffe fehlen werden. Im alltäglichen Leben bezahlen wir dafür notwendige Vermittlungsinstanzen wie Anwälte, Wissenschaftsjournalisten, auch Lehrer. Nehmen wir ein nahe liegendes Beispiel: Ich hätte aus Versehen meine Erbtante überfahren. Der Stammtisch im Dorf erklärt mich sofort zum Mörder, da die Alltagssprache (fast) jede Tötung eines Menschen als Mord qualifiziert. Für Staatsanwalt, Verteidiger und Richter, die juristisch geschulten Fachleute eben, ist aber der Fachterminus „Mord“ zwingend mit der Bedeutung „absichtsvolle Tötung aus niedrigen Beweggründen“ verbunden. Sie werden daher bei der Untersuchung des Falles ebenso die Möglichkeiten von Suizid der Tante, Unfall mit Todesfolge, Totschlag und weiteres prüfen müssen, was wiederum für die juristischen Folgen von großer Bedeutung ist. Der Schüler muss dieses Problem der Barriere als ein natürliches, durch Wissenszugewinn mit entsprechender sprachlicher Weiterentwicklung zu meisterndes Problem erkennen.

Sie, liebe Eltern, können dazu beitragen, dass in der heimischen Alltagskommunikation eine Kultur der – wo angemessen – präzisen Bezeichnung entsteht. Statt: „Wer hat schon wieder das blöde Teil von der Glotze versteckt?“ Vielleicht besser: „Hat jemand die Fernbedienung des Fernsehers gesehen?“ Gehen Sie mit jüngeren Schülern, wenn es gerade passt, auf sprachliche und fachliche Entdeckungsreise, indem Sie mit Hilfe des Glossars (Verzeichnisses der Fachbegriffe) hinten im großen Kochbuch den Unterschied zwischen „braten“ und „schmoren“ klären. Fragen Sie das Kind vor der Geographiearbeit auch einmal nach zentralen Begriffen aus dem abzurufenden Lernstoff. In fast allen modernen Schulbüchern findet sich inzwischen ein Fachglossar.

Bieten Sie vielleicht sogar dem Deutschlehrer zwischen 7. und 9. Klasse an, einmal die Fachsprache Ihres Fachgebietes in der Klasse vorzustellen, oder mit den Kindern eine fast echte Gesprächssituation Ihres beruflichen Alltags einmal durchzuspielen (Bewerbungsgespräch, Funkverkehr am Taxi-Leitstand, Einsatz einer Gruppe der Feuerwehr am Brandort...).

V. Gruppensprachen

Neben den regionalen und funktionalen Sprachvarietäten kann man innerhalb des Deutschen auch sozialen Varietäten erkennen, also Subsprachen, die als charakteristische Zeichen und Mittel einer Gruppe dienen. Als Beispiel sei hier die Jugendsprache gewählt, genauer gesprochen die „Jugendsprachen“, da es die Jugendlichen als homogene Gruppe ja gar nicht gibt, sondern von einer sehr heterogenen Großgruppe auszugehen ist,

- deren Teile vielfältige Unterschiede in den Voraussetzungen aufweisen,
- die ihre Sprachverwendung wieder an eine Vielzahl unterschiedliche Kommunikationssituationen gebunden ist und
- die überdies vielfältigen Einflüssen ausgesetzt ist.

Wir alle kennen jugendsprachliche Ausdrücke wie „ätzend“ (ganz schlecht, aber auch: sehr gut), „Alder, Alda“, „voll aldi“ (sehr qualitativ), „abgedreht“ (besonders gut, aber auch: besonders schlecht) und wundern uns über Prägungen wie „anfucken“ (jemanden dumm anreden) oder Lautäußerungen wie „ächz, quietsch, würg“.



Ein anbiederndes Aufgreifen von Jugendsprachen muss scheitern.

Sprachgeschichtlich sind die Auffälligkeiten nicht neu: Schon im frühen 19. Jahrhundert beobachtete man in der Sprache wild feiernder Studenten spielerische Entlehnungen aus der alten Gaunersprache des Rotwelschen, das selbst als Gruppensprache den Charakter einer Geheimsprache angenommen hatte: Entlehnungen aus dem Jiddischen sollten gegen den lauschenden Polizeispitzel schützen. So wurde etwa aus jiddisch/hebräisch „schamar“ die rotwelsche Codierung „Schmiere stehen“.

Vor der Mitte des 20. Jahrhundert verbreitete die Hitlerjugend Berliner Regionalismen wie „Pimpf“ (kleiner Kerl) und „Knorke!“ (toll) in ganz Deutschland.

Bereits Anfang der 1960er Jahre wurde eine Schrumpfung der Grammatik im sogenannten „Halbstarkendeutsch“ oder „Teenager-Jargon“ beobachtet, das als selbstbewusstes sprachliches Auftreten der damals jungen Generation gegen die gesellschaftlichen Konventionen der älteren zu werten ist. Festgestellt wurde, die Jugend habe „kein Verständnis mehr für die Auffassung von Sprache als dem ‚heiligsten Gut der Nation‘ und zeige eine „Abneigung gegen den Gebrauch des Konjunktivs, des Genitivs, des Perfekts und der reicher gegliederten Formen des Satzes“. Schon die Sicht des damaligen Germanisten zeigt den altväterlich-moralisierenden Maßstab.

Seither werden die Gruppensprachen der Jugend vor allem von der Sprachkritik für einen Verfall der Sprache verantwortlich gemacht. So werden Ausdrücke wie „fick dich, Wichser“ als „Fäkalsprache“, die der Standardsprache wie dem gutem Benehmen widersprechen, kritisiert. Diese Kritik übersieht den hauptsächlichen Gebrauch innerhalb der Gruppe mit einem hohen Anteil an Ironie und semantischen Verschiebungen: „geil“ (toll), „Wichser“ (dummer Kerl, Versager). Die auch im Internet üblichen Inflektiv-Konstruktionen der Comic-Sprache wie „grins, heul, freu“ sind spielerischer Umgang mit Sprache, deren Schädigung des mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs ebenfalls nicht nachgewiesen werden kann. Dass die Jugendlichen durch übermäßige Entlehnungen aus dem Englischen zum Sprachverfall beitragen, ließ sich durch eine Wuppertaler Studie gar widerlegen: Jugendliche hantieren spaßvoll, witzig, ironisch auch mit fremdsprachlichem Material, das sie aus Musik, kommerzieller Werbung, Sport etc. entnehmen („der brennt bis zum Siedepunkt“, „Lieber einen coolen Freeze beim breaken als einen komischen, verkraampften Powermove ohne stylischen Abgang“). Aber der Anteil von Anglizismen an ihrer Sprache ist sogar relativ bescheiden, hat z.B. seit Ende des 20. Jahrhunderts sogar abgenommen. Das verwundert nicht, sind diese sprachlichen Prägungen doch Ausdruck eines authentischen Lebensgefühls und findet eine parallele Freude

an Musik mit deutschen z.B. Rap-Texten. Wo deutsch- und türken-sprachige Jugendliche zusammenkommen, zeigen sich Formen von Mischsprache, auch als „Kanakensprache“ bezeichnet (wie wir sie etwa auch im Elsass finden):

„Ey lan,, voll krass, isch mach dich Messer“, „Wem iss dem geilste Tuss im Land?“ „Weisstu Alder, isch schwör, weisstu wie isch mein.“

Vollends widerlegt ist der Verdacht, die Jugendsprache ziehe Verständigungsprobleme zwischen den Generationen nach sich, da die Jugendlichen einen deutlichen Unterschied zwischen ihrer Gruppen und den Andersaltrigen herausstellten.

Fragen wir nach den Funktionen dieser gruppensprachlichen Formen:

Eine sehr bildhafte, witzig übertriebende, ironisch mit Worten und Bedeutungen spielende, Zuneigung ebenso Ablehnung, Trotz und Revolte signalisierende Sprache ist zunächst eine kulturell höchst erfreuliche und einer gesunden Entwicklung im Jugendalter angemessener Ausdruck. Das gilt, obwohl dieser Kontakt von uns Erwachsenen nicht selten als unangenehm und störend empfunden wird. Jugend darf und muss die oft zitierten „Grenzen“, d.h. die in der Gesellschaft normierte Bandbreite der (auch sprachlichen) Verhaltensmuster, austesten. Jugendliche müssen ihre Persönlichkeit suchend entwickeln und auch in der Auseinandersetzung mit uns etablierten Erwachsenen ihre Rolle finden. Sie sind altersgemäß emotionaler und impulsiver angelegt als wir gesetzten „Gruftis“ oder „Ötzis“. Es wäre schade, wenn das keinen sprachlichen Ausdruck fände.

Ja, Jugendliche zeigen auch einen hohen Grad an sprachlicher Ökonomie. Wer sich an die eigene Jugend noch erinnert, weiß, dass das stundenlange „Abhängen“ der Mofagang von Möchtegernrockern am Straßenende noch nie die kommunikative Situation war, die einen komplexen Satzbau als angemessen erscheinen ließ: der Stammtisch der Alten übrigens auch nicht.

Jede soziale Gruppe, also eine gewisse Anzahl von Menschen, die auf Dauer eine soziale Beziehung zueinander unterhalten, hat den Hang, sich flankierend gemeinsame Kennzeichen zuzulegen: besondere Kleidung, Haartracht, gemeinsame Freizeitaktivität und auch sprachliche Eigentümlichkeiten. Das schweißt nämlich zusammen. Jede Integration ist nach außen aber gleichzeitig ein Stück Abgrenzung. Protest, Provokation und Abgrenzung sind für uns Außenstehende oft unbequem, für die Jugendlichen aber altersgemäßer und gruppentechnisch sinnvoller Ausdruck.

Jugendliche haben eine feine Antenne für Echtheit, Authentizität und fordern das auch von sich selbst, wollen das natürlich in ihrer Sprache zeigen. Der Erwachsene, der sich eine der vielen schlecht gemachten Sammlungen von jugendsprachlichen Ausdrücken kauft, um sich so der Gruppe sprachlich anbiedernd zu nähern, wird kläglich scheitern.

Jugendsprache ist kreativ, spielt originell mit Versatzstücken aus den unterschiedlichsten Varietäten unserer Sprache. Der beliebteste Steinbruch dafür ist – halten Sie sich fest: unsere Standardsprache: „Breitbandnudel, Denkwerg, Bodenturner, Fahrlappen, Frischling“. Die Jugendsprache entwickelt gewollt Gegenbegriffe zur Standardsprache, um einen Teil davon aber wieder als „Auffrischung“ in derselben aufgehen zu lassen: Destandardisierung und Restandardisierung.

Also, zunächst Entwarnung: Die Provokationen aus der Ecke der Jugendlichen verderben weder deren Standardsprache, noch lassen sie unsere Gesamtsprache im „Denglisch“ untergehen. Vielmehr sind sie ein erfreuliches Mehr an Sprachregistern, die auch Gehirn und Persönlichkeit durchaus in der Entwicklung fördern kann.

Nun die Warnung: Wer stundenlang mit seinen Bekannten in Chat oder ähnlichen Foren harmlos und originell plaudert, dabei grammatikalisch und syntaktisch eine sehr einfache Sprache pflegt, dann mit Freunden im Hof auf ähnlicher Ebene kommuniziert, um den Rest des Tages mit alterstypischen Tagträumen zu verbringen – diesen Tag und den nächsten – die ganzen Sommerferien: Der versäumt unter Umständen schon ein Stück des wichtigen Trainings der standardsprachlichen, kultursprachlichen Seite. Da reicht es nicht, auf die Schule zu warten.

Das Problem liegt also nicht im „Verderben“ z.B. eines guten Stils durch an fremdende Formulierung, sondern im Defizit, im Verpassten. Da müssen Eltern wie Lehrer zum Ausgleich einladen, anregen, mitnehmen ... Wie gesagt muss man neben den anderen Varianten natürlich auch das „Umschalten“ der Sprachregister üben und sich für die Frage der jeweils angemessenen Varietät sensibilisieren.

Linguisten und Fachdidaktiker sind keine Pädagogen. Ihr ganzes Berufsleben analysieren sie Texte und beschreiben Sprache. Bei ihnen findet sich kein Wort über die angemessene Haltung der Erwachsenen gegenüber jugendsprachlichen Entgleisungen z.B. auf der Familienfeier. Sollen wir Verständnis zeigen und uns an der Originalität der sozialen Sprachvarietät erfreuen oder korrigierend eingreifen?

Die Antwort ist eigentlich schon gegeben: Der Jugendliche, der tätlich oder sprachlich handelnd bei mir seine Grenzen etwa durch eine Provokation vor Verwandten sucht, hat einen Anspruch darauf, dass ich ihm diese Grenzen ziehe. Erst dadurch lernt er, was es heißt, der Situation angemessen bzw. unangemessen zu reagieren. Die derbe, der Fäkaliensprache entnommene Anrede des Freundes kann in der Clique eine hohe Anerkennung für einen erfolgreich ausgeheckten Streich authentisch übermitteln und wird auch keine weiteren Schäden hinterlassen. Dasselbe in die Gruppenarbeit an der Schule oder in die gemeinsame Mahlzeit der Familie versetzt, trägt sofort eine ganz andere Bedeutung durch den gewichtigen Einfluss der anderen, in diesem Falle unpassenden Situation.

Kein lieb gemeintes Rollenspiel im Unterricht ist ein wirklicher Ersatz für die prägende Kommunikationskultur daheim. Sprache und Inhalt, Kommunikation und Erziehung lassen sich nur künstlich auf dem Papier trennen, nicht aber in der Wirklichkeit, das haben wir schon an den Fachsprachen gesehen.

VI. Schluss.

Sprachverfall vor 25 Jahren:

(...) Mehr als achtzig Prozent der Befragten sehen das Deutsche auf der Straße des Verfalls. Die Verschlampung der Sprachregeln, das Fachchinesisch der Experten, die Null-Bock- und Sprechblasensprache der Jugendlichen und die Überflutung mit Fremdwörtern werden meistens beklagt – und es ist kein Wunder, dass diese Erscheinungen den Älteren am meisten auffallen: Sie haben in ihrer Jugend noch einen gründlichen, an der Hochsprache der Klassiker geschulten Deutschunterricht erhalten. (...) Was man die gehobene, formvollendete Ausdrucksweise nennt, was in unseren Nachbarländern im Westen wie übrigens im Osten mit Recht Kultursprache heißt, das verhöhnen Linguisten und Fachdidaktiker als „elaborierten“ Code. Statt Grammatik und Goethe setzen Sie den Kindern Bierdeckel und Plakate als Themen des Deutschunterrichts vor. Man muss sich nicht darüber wundern, dass dadurch Sprachwissen und Sprachbeherrschung für eine ganze Generation vergeudet und zerstört wurden. (...)

D.Guratzsch: Sprachverfall (Kommentar), Die Welt, 15.03.1986

Was hier der Kommentator der konservativen Tageszeitung über eine wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Veränderungen im heutigen Deutsch“ schreibt, ist Beleg für eine in den Medien verbreitete Sicht auf normale Sprachentwicklungen, die ohne Fachwissen in unserer Aufregungsgesellschaft in regelmäßigen Abständen medial inszeniert wird. Man glaubt die Untergangsprophezeiungen gerne, das Lamento lenkt ja von der eigenen Mitverantwortung für Lebendigkeit und Pflege der Sprache ab. Panik war aber noch nie ein guter Ratgeber. Darum einige zusammenfassende Gedanken zum Abschluss.

Fraglos ist in unserer Zeit einerseits wieder mehr Wert auf die Normen zu legen. Die Schule muss das Training der standard-, kultursprachlichen Seite fest im Blick behalten. Das tut sie zumeist auch. Die Klassiker haben bereits einen hohen Stellenwert auf dem Gymnasium. In einer Zeit, in der von den Schulen verstärkt gefordert wird, nicht nur die ganze Kohorte von Schülern zu überblicken, sondern verstärkt auf den einzelnen zu achten, Heterogenität nicht nur als Tatsache dulgend anzuerkennen, sondern auch als Chance und Bereicherung zu nutzen, ist es aber unverzichtbar, vielfältig die sprachlichen Register im differenziert vorbereiteten Unterrichtsgeschehen zu berücksichtigen. Wie gesehen beginnt Mehrsprachigkeit ‚klassisch‘ schon innerhalb des Deutschen. Das ist als Potential anzuerkennen. In einer „kommunikativen Wende“ hat der Deutschunterricht schon vor Jahrzehnten begonnen, durch das Berücksichtigen vielfältiger Textsorten und Situationen auf das zentrale Ziel der kommunikativen Angemessenheit hinarbeiten. Wir haben es mehrfach angesprochen.

In den Spezialdisziplinen ist das „Fachchinesisch der Experten“ nicht wirklich das Problem. Diese Fachleute müssen, wie wir gesehen haben, in ihrem Fach die sachliche Tiefe auch sprachlich komplex bewältigen, um zu Erkenntniszugewinn zu kommen. Gerade im demokratisch organisierten Gemeinwesen haben die Spezialisten auch eine Vermittlungsaufgabe, sie zeigen meist auch ein Vermittlungsinteresse. Der internationale Wissenschaftsaustausch bietet viele Vorteile. Auch wenn das Englische in noch zunehmendem Maße die sprachliche Basis dafür bietet, wird es der deutschen Sprache vor Ort nicht das Wasser abgraben. Andererseits dürfen in einer demokratischen Gesellschaft Presse und organisierte Sprachschützer natürlich kritisch nachfragen, wenn ein besoldeter Professor öffentlich erklärt, die Ergebnisse seiner Wissenschaft nur noch im international eingeführten Englisch ausdrücken zu können.



Karikatur Horst Haitzingers auf alltägliche Anglizismen mithilfe von Goethes „Erkönig“: Geht die deutsche Sprache unter – und wenn ja wie oft?

Das – zumeist gefühlte – Problem einer „Überfremdung“ liegt nicht an den Fremdwörtern an sich, die sind mit neuen Techniken und kulturellen Moden schon immer als Lehnwörter bereichernd in unsere deutsche Sprache integriert worden. Schon die Römer brachten mit der Technologie des Bauens mit Steinen nicht wenige Begriffe in unsere Sprache ein, die wir längst nicht mehr als Fremdwörter wahrnehmen: Fenster, Ziegel, Keller ... Ärgerlich wirkt eine Mode in unserer Elite, sich hinter einer Flut von sinnentleerten Metaphern zu verstecken, deren Bluffcharakter auch der Uninteressierte erkennt. Was meint ein Manager eigentlich mit: „Wir sind gut aufgestellt?“ Nimmt sein Management etwa die Kampfformation antiker Heroen ein oder sollten wir uns ein vielteiliges Unternehmen als ebenso eindrucksvolles wie empfindliches Kartenhaus vorstellen? Man darf auch

fragen, wo der sachliche Grund für die übermächtige Telekom liegt, auf ihren Rechnungen innerhalb Deutschlands die jedem verständliche Bezeichnung „Ortsgespräch“ durch „City-Call“ zu ersetzen? Was sollen englischsprachige Durchsagen der Bahn in Zügen auf Nebenstrecken im Schwarzwald?

Das auffallende Auseinanderdriften von Alltagswissen und Spezialistenwissen schafft schon genug Verlierer, die mit der Entwicklung nicht Schritt halten. Diese werden leicht auch noch sprachlich deklassiert. Ihnen fehlt einerseits das Sozialprestige einer ausdifferenziert beherrschten Standardsprache und damit auch die „innere Zweisprachigkeit“, andererseits werden diese fehlenden Kompetenzen sie in wichtigen kommunikativen Situationen – zunehmend auch des Alltags – scheitern lassen.

Liebe Eltern,

die Normen der Standardsprache vertiefend zu trainieren ist schon immer Sache der Schule gewesen, ebenso aber die Vorbereitung auf kompetentes Agieren in den vielfältigen Kommunikationsanforderungen des Lebens. Wo das Elternhaus beim

Trainieren helfen kann, vermehren sich die Lebenschancen der Kinder gewaltig. Aufmerksamkeit für die Sprache des Kindes zu zeigen, lässt dieses erleben, dass es auch als menschliche Persönlichkeit wahrgenommen wird. Überdies fördert das ein Interesse, das geeignet ist, die junge Person eher am wichtigen Kompetenzgewinn arbeiten zu lassen. Haben Sie selbst Sonderkenntnisse an Sprachvarietäten, machen Sie sich dessen bewusst und lassen Sie ihre Kinder daran teilhaben. Eine bewusst aufgefrischte Regionalsprache kann verbinden und Selbstbewusstsein vermitteln. Man kann sich für die Vielfalt farbiger Schmetterlinge oder grandioser astronomischer Phänomene interessieren, aber auch die Muttersprache bietet eine reiche Vielfalt von Varietäten. Das sind viel mehr, als wir es hier darstellen konnten, sie lassen sich auch nicht sauber voneinander trennen, sondern gehen in der Anwendung vielfältige Verbindungen ein, beeinflussen sich gegenseitig durch Ausgleichsprozesse im dynamischen System der Gesamtsprache.

Spracharmut zieht soziale Benachteiligung nach sich. Sie kommt aus einem Defizit an Übung und Ausdifferenzierung der Kultursprache, nicht aus einem Gebrauch „gefährlicher“ oder „schädigender“ Gruppensprachen. Die Jugendlichen lassen sich in ihre – auch sprachlichen – Dinge nicht in allen Phasen gleich gern hineinschauen. Lassen Sie sie trotzdem sprachliches Interesse spüren und nicht pauschale Ablehnung. Wie bereits gesagt schließt das ein pädagogisches Verweisen auf die Angemessenheit zur jeweiligen Situation nicht ein.

Denken Sie daran: Die echten Kommunikationssituationen, also die als authentisch empfundenen Herausforderungen bewältigen Sie mit ihren Kindern daheim, im Urlaub usw.. Das hat das Elternhaus meist dem Unterricht voraus, der kann so etwas oft nur nachspielen. Gehen Sie die Situationen bewusst ein, tauschen Sie ihre Beobachtungen aus, geben Sie ein selbstbewusstes Vorbild auch durch eine gepflegte Kultur angemessenen Sprechens.

Vielleicht fahren ja auch Sie einmal mit dem Zug von Zürich nach Schaffhausen und sind dankbar für ein gelungenes Gespräch!

Ich danke für Ihre lang anhaltende Aufmerksamkeit.

VII. Literatur (Auswahl)

- Winifred V. Davies: Die Geschichte vom „schlechten Deutsch“. In: Der Deutschunterricht 3/2007, 52-62
- Hans-R. Fluck. Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage Tübingen 1996
- Eva Neuland: Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Unterricht. Zur Einführung. In: Eva Neuland (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M. 2006, 9-27
- Eva Neuland: Jugendsprachen. Tübingen 2008
- Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte, Band 1-3, Berlin 1991-1999
- Arno Ruoff: Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Varietäten des Deutschen, Regional- und Umgangssprachen. Berlin 1997, 142-154
- Peter Schlobinski: Jugendsprache und Jugendkultur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B5/2002, 14-19
- Hugo Steger: Über die Würde der alltäglichen Sprache und die Notwendigkeit von Kultursprachen. Mannheim 1982
- Hugo Steger. Erscheinungsformen der deutschen Sprache. „Alltagssprache“ – „Fachsprache“ – „Standardsprache“ – „Dialekt“ und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 4/1988, 289-319
- Peter Wiesinger: Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Varietäten des Deutschen, Regional- und Umgangssprachen. Berlin 1997, 9-45

Dirk Schindelbeck

Muss oder soll die Marktwirtschaft heute noch „sozial“ heißen? – ein historischer Befund



„Das Wort ‚sozial‘ hat einen guten Klang!“ Diese Feststellung des Vorsitzenden des Bundes katholischer Unternehmer BKU, Franz Greiss (1905-1995), aus den fünfziger Jahren gilt nach wie vor. Es ist ein Wort mit verheißenden Konnotationen, das erfolgreich Politik gemacht hat und mit dem sich auch heute noch erfolgreich Politik machen lässt. In der Verbindung mit „Marktwirtschaft“ ist es, nachdem es in den neunziger Jahren in der öffentlichen Wahrnehmung eine randständige Rolle gespielt hatte, seit einiger Zeit mit Macht ins Zentrum der politischen Diskussion zurückgekehrt. Informelle Kreise wie die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft INSM oder die Bundeskanzlerin selbst benutzen die Wortkombination oft und gern. Dabei ist unverkennbar, dass der Begriff heute – angesichts globalisierter Märkte – eine ganz andere Bedeutung angenommen hat als zu jener Zeit, da er erstmals in die öffentliche Wahrnehmung trat. Dessen ungeachtet mag niemand heute auf sein historisch gewachsenes Bedeutungskapital verzichten. „Soziale Marktwirtschaft“ ist erinnerungsgesättigt. Sie beschwört die guten Zeitqualitäten unseres traumhaften Wiederaufstiegs herauf.

„Soziale Marktwirtschaft“ – der andere Name für „Wirtschaftswunder“?

Schaut man sich den Begriff unvoreingenommen an, kann man angesichts seiner phänomenalen Karriere nur staunen: Wie konnte diese an sich doch sehr abstrakte Begriffskombination, den Studierstuben Freiburger (Walter Eucken u.a.) und Kölner (Alfred Müller-Armack) Wirtschaftstheoretikern entsprungen, zu einer auch in der Öffentlichkeit so wirksamen Polit-Formel werden? Aus der Retrospektive mag die Antwort leicht(er) fallen: Weil die Menschen (der alten Bundesrepublik) dem Begriff schon bald ihre eigene Lebens- und Erfolgsgeschichte unterlegen konnten, fiel er bei ihnen auf fruchtbaren Boden, wurde „die Soziale Marktwirtschaft“ zum probanten Deutungssystem millionenfachen individuellen Aufstiegs.

Die wenigsten heute dürften allerdings wissen, dass an der Durchsetzung der Wunderformel hart gearbeitet wurde – durch in den fünfziger Jahren massive, heute längst der Vergessenheit anheim gefallene Propagandamaßnahmen. Es liegt auf



Einer der ersten Supermärkte in der Bundesrepublik (1951)

Kultur- und werbegeschichtliches Archiv Freiburg kwaf

der Hand, dass diejenigen, die ein vitales Interesse an ihrem Publikumserfolg hatten, dem damaligen Wirtschaftsminister Ludwig Erhard und seiner Politik sehr nahe standen – und überdies beträchtliche Mittel für solche Kampagnen aufbringen konnten. Es war eine Gruppe westdeutscher Unternehmer, die aus der eigenen täglichen Werbepaxis heraus dem Markenartikel-Denken stark verhaftet war. Und so präsentierte sich denn auch ab Herbst 1952 – nach dem markentechnischen Vorbild von „Kaisers Brustkaramellen“ – der das Wirtschaftssystem erklärende Meta-Markenartikel als „Erhards Soziale Marktwirtschaft“.

Die Einführung und Durchsetzung dieser politischen Zauberformel ist ein Musterbeispiel erfolgreicher Kampagnenpolitik, die – vermutlich weil sie seinerzeit mit wenig Getöse durchgeführt wurden – in den Chroniken der Bundesrepublik noch längst nicht jenen Platz gefunden hat, der ihr eigentlich zusteht. Wie es gelang, das Wort „sozial“ aus dem Verfügungsbereich der politischen (sprich: „sozialistischen“) Gegner zu entwenden und mit einem Wort kapitalistischer Provenienz: „Marktwirtschaft“, so zusammenzukleben, dass die Öffentlichkeit die Begriffskombination am Ende als glaubwürdig aufnehmen und zum Deutungssystem eigenen Fortkommens machen konnte, das muss als eine der größten propagandastrategischen Leistungen des zwanzigsten Jahrhunderts angesehen werden. De facto wurde ja, was als „sozial“ von einer kleinen politischen und ökonomischen Elite definiert und vorge-

geben wurde, spätestens Ende der fünfziger Jahre von der breiten Masse der westdeutschen Bevölkerung wirklich geglaubt. Der Begriff „Soziale Marktwirtschaft“ gewann das öffentliche Vertrauen.

Was ist und wie sieht eine „soziale“ Wirtschaftspolitik aus?

Um den sagenhaften Akzeptanzprozess des Meta-Markenartikels „Soziale Marktwirtschaft“ deutlich zu machen, vergegenwärtige man sich die Ausgangslage: 1948 waren die Menschen seit zehn Jahren nichts anderes gewohnt als gelenkte Zuteilungen von Kleidung, Lebensmitteln usw., zuerst unter dem NS-Regime, seit Mitte 1945 unter der Regie der Siegermächte. Der Erfolg des mit der Währungsreform installierten kapitalistischen Wirtschaftssystems (Wettbewerb und freies Unternehmertum) war auch nach dem märchenhaften 20. Juni 1948 keineswegs abzusehen. Sicherlich waren die über Nacht wieder vollen Schaufenster nach all der Not und Entbehrung ein Fanal, das wie ein Paukenschlag in den Lebensalltag der Menschen einbrach. Nachhaltiges Vertrauen in die sich dahinter verbergende neue Wirtschaftsordnung war damit aber noch längst nicht gestiftet. Viele hielten das Schaufensterspektakel für eine Art Theatereffekt und misstrauten ihm. Schon zur Jahreswende 1950/51 mussten sie sich bestätigt fühlen, als der Korea-Krieg die politische Großwetterlage zu bestimmen begann. Die Rohstoffpreise explodierten, die davon abhängige Bundesrepublik drohte in dunkelste Bewirtschaftungszeiten zurückzufallen.

Wieviel Vertrauen konnte der „kleine Mann auf der Straße“ unter diesen Umständen in das marktwirtschaftlich ausgerichtete, also kapitalistische, Wirtschaftssystem setzen? War ihm überhaupt glaubhaft zu vermitteln, dass diese auf Wettbewerb basierende Wirtschaftsordnung mit zwangsläufig steigenden Verbraucherpreisen das Attribut „sozial“ verdiente? Für garantierte, mithin „soziale“ Preise beim Grundbedarf (Brötchen, Milch, Mieten, Heizung, Fahrkarten usw.) standen seit jeher die Konzepte der politischen Gegner, die der Sozialisten in der DDR und der Sozialdemokraten hierzulande. Und wo immer ‚profitgierige‘ Kapitalisten die Verbraucherpreise erhöhen wollten, hatte doch – nach der Meinung der Arbeiter und kleinen Angestellten – der Staat einzuschreiten und Preisstopps durchzusetzen. Wie konnte ein an privaten Profitinteressen orientiertes Wirtschaftssystem, in welchem augenscheinlich doch nur die „Reichen immer reicher“ wurden, sich überhaupt erdreisten, das Wort „sozial“ für sich zu reklamieren?



*Wo leben die Werktätigen besser?
Propagandabroschüre aus der DDR
(um 1951)*

Es verwundert nicht, dass die Erhebungen des Allensbacher Instituts für Demoskopie, was den Durchsetzungsgrad des Markenartikels „Soziale Marktwirtschaft“ betraf, in der Anfangszeit geradezu entmutigend ausfielen. Im Oktober 1948, drei Monate nach der Währungsreform, antworteten auf die Frage: „Sollen Ihrer Ansicht nach die Behörden die Preise wieder kontrollieren?“ 70 Prozent der Westdeutschen mit „ja“. Noch verheerender waren die Werte für den neu eingeführten Meta-Mar-

kenartikel „Soziale Marktwirtschaft“ selbst: Noch im April 1950 konnten 83 Prozent der Befragten mit dem Begriff nichts anfangen (gerade einmal 12 Prozent machten richtige Angaben; 56 % hatten dagegen „keine Ahnung“). Noch bedenklicher aber stimmte, dass 27 % sogar „falsche Angaben“ machten und ihn eben nicht seinem „Hersteller“ Ludwig Erhard zuordneten, sondern planwirtschaftlich ausgerichteten Ideologien.

Anforderungen an ein pädagogisch-propagandistisches Konzept

Welche Ansatzpunkte gab es überhaupt, dieser Idee in der Öffentlichkeit zur Resonanz zu verhelfen? Sicherlich hatten sich die Lebensverhältnisse seit der Währungsreform auch für den kleinen Mann stabilisiert. Indessen – das am eigenen Leibe erfahrbare jetzt „bessere Leben“ auf die Einführung der „Sozialen Marktwirtschaft“ zurückzuführen, dieser Rückschluss fand in den Köpfen noch lange nicht statt. Hierin lag das pädagogisch-propagandistische Kernproblem: diesen Begriff in Umlauf und vor allem in Geltung zu bringen, der dann als das Theorie-Äquivalent für das „bessere Leben“ und später – in seiner Ausbaustufe 1957 – für den „Wohlstand für



Fibel zum besseren Verständnis der kapitalistischen Wirtschaftsordnung von Ludwig Reiners (1953)

alle“ quasi automatisch in den Köpfen aufleuchten sollte (ohne dass das ihm zugrunde liegende ordoliberalen Theoriegebäude verstanden werden musste). Vor allem aber – und hier war natürlich das vitale Interesse westdeutscher Unternehmer berührt – galt es, die Zuordnung in der Wahrnehmung der Adressaten eindeutig und unverrückbar festzuschreiben. Der kleine Mann sollte erkennen, dass es eben die Wirtschaftspolitik der bürgerlichen Parteien (also Ludwig Erhards) und nur sie war, die aufgrund ihrer Leistungen das Prädikat „sozial“ verdiente.

Dies war die Situation, als sich, unter Führung des Bundes der katholischen Unternehmer und der westdeutschen Chemieindustrie, im Herbst 1951 deutsche Firmenchefs, Markenartikelhersteller wie die großen Drei der Chemieindustrie Bayer, BASF und Höchst oder Philipp Reemtsma, zusammenfanden und in Köln einen Verein mit dem Namen „Die Waage. Gemeinschaft zur Förderung des sozialen Ausgleichs e.V.“ gründeten. Ziel dieses informellen Kreises war es, durch groß angelegte Anzeigenkampagnen, Broschüren und Kinofilme Werbung für das auf privatem Kapital und privater Initiative basierende Wirtschaftssystem zu machen, zu einer Aufhellung des Unternehmerbildes beizutragen und natürlich die Bundestagswahl 1953 zugunsten der bürgerlichen Kräfte zu entscheiden. Für all diese Maßnahmen stellten die Unternehmer bis zum Wahltag etwa 3,8 Millionen DM zur Verfügung.

Auftritt eines Meta-Markenartikels: professionell, innovativ, effizient

Was den im WAAGE-Verein zusammengeschlossenen Unternehmern als wirksamste Beeinflussungsstrategie zur Bewerbung des kleinen Mannes vorschwebte, war



Storyboard zum Loriot-Kinofilm des Waage-Vereins „Mit beiden Füßen auf der Erde!“ von 1959 (Text: Eugen Roth)

Kultur- und werbegeschichtliches Archiv Freiburg kwaf

„Mit beiden Füßen auf der Erde“ – Text: Eugen Roth; Animation: Loriot

Ein Mensch - wie so die Menschen sind –
 fühlt sich als Wirtschaftswunderkind,
 sieht manchen seiner Träume reifen
 und glaubt, er braucht bloß zuzugreifen –
 Doch wer sich nur an Träume hält,
 gar bald *aus allen Wolken fällt*:
 Die Hände – leer am Ende dann.
 Der Mensch *fängt besser klein erst an*
 und kriegt als Lohn für seinen Fleiß
 ein Bildungszeugnis, schwarz auf weiß.
 Berufswahl trifft nun unbeirrt
 der Mensch, der frei wählt, was er wird.
 Der Mensch, vom Misserfolg verdüstert-
 hört, was das schlechtre Ich ihm flüstert:
 „Was man mit Arbeit schwer erreicht,
 das Spiel des Glücks bringt es dir leicht!“
 Doch *wie gewonnen, so zerronnen*.
 Mit leeren Händen neu begonnen!
 Der Mensch, in neuer Illusion,
 sucht eine Organisation.

*Wer sich auf andere verlässt,
 verlassen ist* – so stellt er fest.
 Noch immer sind die Hände leer.
 Dem bessren Ich geh hinterher!
 Steh, statt zu laufen mit der Herde,
mit beiden Füßen auf der Erde.
 Der freien Wirtschaft erster Satz:
Selbst ist der Mann – frei ist der Platz.
 Draus leitet ab Satz Nummer Zwei:
Erst Fortbildung macht wirklich frei.
 Der Mensch mit seinen Zielen reift,
 wenn ein Rad in das andre greift.
Selbst ist der Mann, er hat's geschafft –
 zum Meister und zur Meisterschaft.
 Anstatt mit leerer Hand zu grollen,
schöpft er nun plötzlich aus dem vollen.
 So ist der Mensch, wie man hier sieht,
stets selber seines Glückes Schmied,
 schafft, was er will, aus eigener Kraft
 in der SOZIALEN MARKTWIRTSCHAFT.

FIRST DESIGN 1

HAUPTSACHE:
Wir sprechen miteinander!

Was nehmen Sie, lieber Lazer? – Ein kleines Hells? – Frau Wirtin, noch ein kleines Hells. Übrigens, mein Name ist QUERKOPF.

Mit dem läßt sich reden, und wir treffen uns so alle einzeln Tage und bringen die Welt in Ordnung.

Querkopf: Ach, hör doch auf! Bei uns werden die Reichen immer reicher – und die Armen immer ärmer!

Klarkopf: Hm – das sieht man ja an Dir ...

Querkopf: Wieso?!

Klarkopf: Na ja: prima Kluff – neue Schuh!

Querkopf: Ist ja mein Geld! – Lisa! Noch zwei Helle! – Aber frag mal meine Frau, was die zu den Lebensmittelpreisen sagt!

Klarkopf: Zugegeben. Aber immerhin – 'n neues Radio hat sie sich gekauft und Du 'n Motorrad!

Querkopf: Alles auf Abzahlung!

Klarkopf: Das ist aber 'n Risiko, wo Du doch immer ärmer wirst ...

Querkopf: Bei mir nicht! Jeden ersten wird bezahlt: man verdient ja schließlich wieder!

Klarkopf: Na also – und seit wann verdienst Du wieder?

Querkopf: Na – so – seit 49, wo wir unseren Betrieb wieder hinzubauten! Und jetzt geht's nur noch auf vollen Touren!



Klarkopf: Und dabei wirst Du immer ärmer ...

Querkopf: Na ja, klar geht's uns jetzt besser – aber daß das an dem Ding da, ä – an der SOZIALEN MARKT-WIRTSCHAFT liegen soll ... ach, Mensch! Da werden die Reichen doch immer ...

Klarkopf: Ich weiß schon – und Du immer ärmer.

Querkopf: Ich bin eben 'ne Ausnahme!

Klarkopf: Aber Millionen Anderen geht's genauso wie Dir: nämlich besser als damals!

Querkopf: Demis! Ach – das ist doch lange her – Prost!

Klarkopf: Und siehst Du, seit damals, seit es besser wurde, haben wir ja Erhards SOZIALE MARKT-WIRTSCHAFT!



DIE WAAGE
Gemeinnützige zur Förderung des Sozialen Ausgleichs e.V.
Köln am Rhein · Unter Saubornhäusern 14-20
Vorstand: Franz Greter

Probelauf der Musterdiskutanten 1953: „Querkopf“ Otto (l.) und „Klarkopf“ Fritz (r.) proben den Klassenkampf

eine Art Volkshochschulkurs in Sachen Marktwirtschaft, durch Anzeigen, Kinofilme und Broschüren vermittelt und attraktiv verpackt. Um sicherzugehen, dass man Mentalität, Einstellung und Tonlage der Adressaten exakt traf, wurden die Kampagnen vom Allensbacher Institut für Meinungsforschung an Versuchspersonen ständig getestet und optimiert. Die Ausarbeitung der einzelnen Anzeigenmotive sowie deren Schaltung in den meinungsbildenden Medien legte man in die Hand der Frankfurter Werbeagentur Brose.

Dirk Schindelbeck/Volker Ilgen: „Haste was, biste was!“, Werbung für die soziale Marktwirtschaft, Darmstadt 1999, S. 122.

FINAL DESIGN 1

HAUPTSACHE:
Wir sprechen miteinander!

Was nehmen Sie, lieber Lazer? – Ein kleines Hells? – Frau Wirtin, noch ein kleines Hells. Übrigens, mein Name ist OTTO.

Mit dem läßt sich reden, und wir treffen uns hin und wieder und bringen die Welt in Ordnung.

Otto: Ach, hör doch auf! Bei uns werden die Reichen immer reicher – und die Armen immer ärmer!

Fritz: Hm – das sieht man ja an Dir ...

Otto: Wieso?!

Fritz: Na ja: prima Kluff – neue Schuhe!

Otto: Hab' ja auch geschuftet dafür! Aber frag mal meine Frau, was die zu den Lebensmittelpreisen sagt!

Fritz: Zugegeben. Aber immerhin – 'n neues Radio hab' ich euch gekauft und Du 'n Motorrad.

Otto: Aber alles nur auf Abzahlung!



Fritz: Ist das nicht 'n Risiko, wo Du doch immer ärmer wirst!

Otto: Für mich nicht! Jede Rate wird pünktlich bezahlt; man verdient ja schließlich wieder! – Lisa! Noch zwei Helle!

Fritz: Na also – und seit wann verdienst Du wieder?

Otto: So – seit 49, wo wir unseren Betrieb wieder hinzubauten! Und jetzt geht's nur noch auf vollen Touren!

Fritz: Und dabei wirst Du immer ärmer?

Otto: Na ja, klar geht's uns jetzt besser – aber daß das an dem Ding da – an der SOZIALEN MARKT-WIRTSCHAFT liegen soll ... ach, Mensch! Da werden die Reichen doch immer ...

Fritz: Ich weiß schon, Otto – und Du immer ärmer.

Otto: Ich bin eben 'ne Ausnahme!

Fritz: Aber Millionen anderen geht's genau so wie uns: nämlich besser als damals vor der Währungsreform!

Otto: Demis! Ach – nur nicht daran denken – Prost!

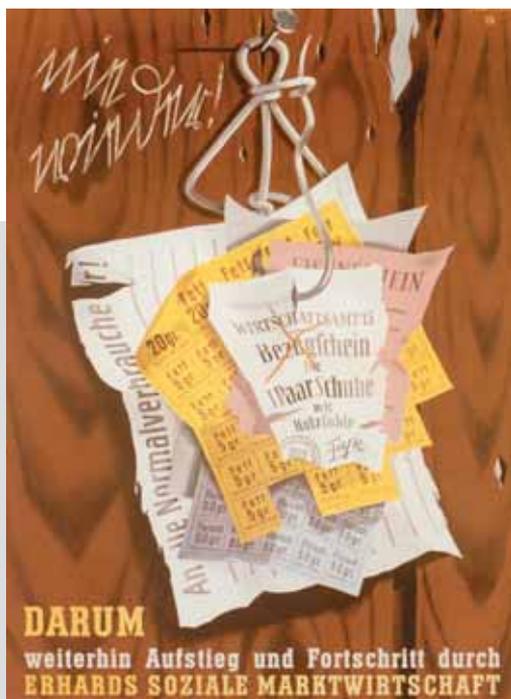
Fritz: Und siehst Du, seit 1948 haben wir Erhards SOZIALE MARKT-WIRTSCHAFT und seitdem geht es bergauf.

Sorgen wir alle dafür, daß die Grundlage unseres erfolgreichen gemeinsamen Schaffens, daß der soziale Friede im Sinne der SOZIALEN MARKT-WIRTSCHAFT Ludwig Erhards una erschalten bleibt.



DIE WAAGE
Gemeinnützige zur Förderung des Sozialen Ausgleichs e.V.
Köln am Rhein · Unter Saubornhäusern 14-20
Vorstand: Franz Greter

Die Musterdiskutanten Fritz und Otto in der veröffentlichten Version: zivilisiertes Stammtischgespräch („Man geht nicht mehr ohne Hut!“)



Kultur- und werbegeschichtliches Archiv Freiburg kwaf

Bewirtschaftungszeiten, abgehakt:
WAAGE-Plakat zur Bundestags-
wahl 1953

szenen mit Musterfiguren entwickelt. Hier setzte man auf die Überzeugungskraft des dialogischen Prinzips und ließ zwei Arbeiter(kunst)figuren unter den Namen Fritz und Otto in den Inseraten diskutieren. So räsionierten Fritz (intern: „Klarkopf“) und Otto (intern: „Querkopf“) in einer Kneipe darüber, ob denn nun Plan- oder Marktwirtschaft „das bessere Leben“ ermögliche, verhandelten mit ihrem Chef über eine Lohnerhöhung, oder unternahmen als Wohlstandsbürger eine Probefahrt mit dem eben erworbenen Kleinwagen.

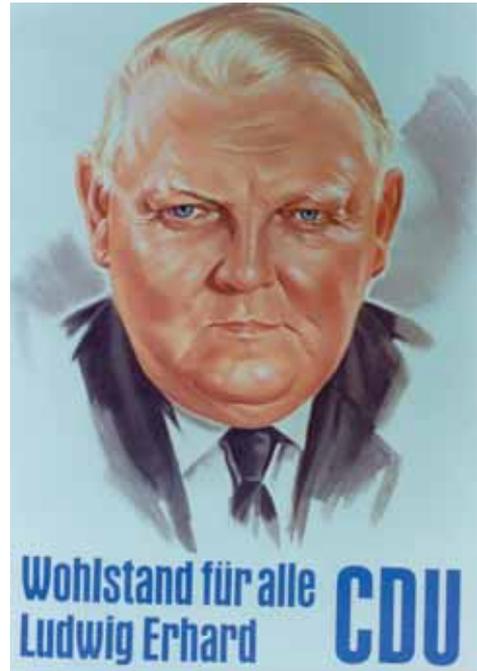
Da nicht nur alle Inserate des WAAGE-Vereins (149 Anzeigen zwischen 1952 und 1965) gut dokumentiert sind, sondern auch die sie begleitenden Allensbach-Untersuchungen, Vorstandsprotokolle, Diskussionen über Entwürfe usw., ergeben sich profunde Einblicke in die „Denkwerkstatt“ des Vereins. So ist der Vergleich zwischen dem „First“ und dem „Final Design“ eines Anzeigensujets vom Frühsommer 1953 besonders aufschlussreich. Um wie vieles milder und freundlicher erscheint die Stammtischdiskussion in ihrer veröffentlichten Version! Was auch nur im entferntesten klassenkämpferische Assoziationen wecken könnte, ist getilgt, in der Wortwahl der Figuren (von „Es ist ja mein Geld“ zu „Man verdient ja schließlich wieder!“) ebenso wie in deren graphischer Präsentation (von der Thälmann-Kappe zum Pepita-Hütchen). Eindeutig wird die dahinter liegende Strategie erkennbar: sie zielt

Wie professionell die Kampagnen der WAAGE, die ab Herbst 1952 in bis zu 90 Prozent aller Zeitungen und Illustrierten erschienen, waren, zeigt der Vergleich mit der noch vielerorts handgestrickt einherkommenden Reklame, aber auch der Unterschied zu der noch vielfach dem alten Propaganda-Stil verhafteten Polit-Werbung (z.B. „Alle Wege des Marxismus führen nach Moskau!“ – Wahlplakat der CDU 1953). Die Botschaften des WAAGE-Vereins kamen da ganz anders daher; sie sahen, obwohl sie de facto auch Propaganda machten, stets wie Wirtschaftswerbung aus.

*Das feiste Gesicht des Wirtschaftswunders:
Plakat zur Bundestagswahl 1957.*

darauf, in den Adressaten die bürgerlichen Instinkte zu bestärken - mit dem Ziel, das öffentliche Vertrauen für die positiv exponierte Idee zu gewinnen.

Der lachende Gewinner all dieser kommunikativen Bemühungen war Ludwig Erhard selbst. Denn obwohl es nie primäres Ziel des WAAGE-Vereins gewesen war, eine Person zu bewerben, sondern eine Idee, wurde über 13 Jahre hin (zwangsläufig) die Werbetrommel für den Minister gerührt. Schließlich erforderte das abstrakte Wort-Ungetüm „Soziale Marktwirtschaft“, um sinnlich fassbar zu werden, immer wieder eine personale Beglaubigung. Hierzu war Erhard sowohl von seiner Physiognomie als auch von seinem feisten Fassadengesicht her die passende Figur. In der Tat wurde Erhard auf einer frühen Vorstandssitzungen des WAAGE-Vereins wörtlich gebeten, sich als Markenartikel zur Verfügung zu stellen – was dieser mit großer Freude tat...



Bundesbildstelle Berlin

Probleme der Markenführung: „Soziale Marktwirtschaft“ und Zeitgeschichte

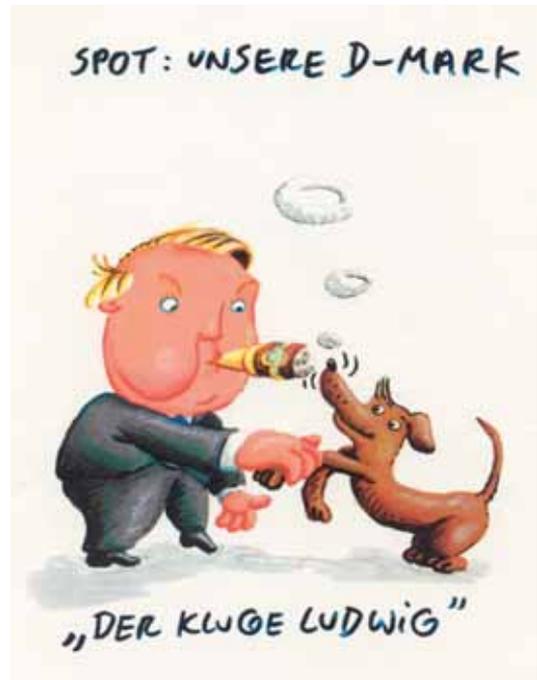
Es ist bemerkenswert, dass der Begriff „Soziale Marktwirtschaft“ immer wieder informelle Kreise auf den Plan ruft, die sich als Gralshüter der Idee verstehen und exponieren – um immer wieder der Politik beizuspringen oder ihr gar vorwegzueilen. Sogar innerhalb des WAAGE-Vereins hatte es schon in den frühen sechziger Jahren Überlegungen gegeben, den Begriff zu erneuern, ihn zu erweitern, zu variieren oder durch einen passenderen zu ersetzen. Seinerzeit wurde, nachdem die „Soziale Marktwirtschaft“ das öffentliche Vertrauen gewonnen hatte, sodass sie sogar im Godesberger Programm der Sozialdemokraten uneingeschränkte Bestätigung erfuhr, darüber nachgedacht, bei zukünftigen Kampagnen von ihrer nun anstehenden „zweiten Phase“ zu sprechen. In der Tat schienen die ökonomischen und sozialen Veränderungen in der Bundesrepublik einen nun „face gelifteten“ Begriff zu erfordern: Doch es blieb beim Denkmodell der „zweiten Phase“.



Linke Studenten bedrohen den Wohlstand: Anzeige des Arbeitskreises Soziale Marktwirtschaft 1974

Illustrierten-Titeln des Bauer-Verlags – die Öffentlichkeit vor der Abschaffung der Wirtschaftsordnung durch ultralinke Kräfte warnte.

Das uns bis heute zusetzende fundamentale Vermittlungsproblem hinsichtlich einer positiven Wahrnehmung der Wirtschaftsordnung in Gesamt-Deutschland besteht seit der Wiedervereinigung: Ostdeutsche konnten ja die guten Zeiten der „Sozialen Marktwirtschaft“ nie erleben. Zwar fehlte es auch 1990 nicht an entsprechenden Werbe-Ideen wie etwa dem „Aufklärungs“-Comic vom „Klugen Ludwig“, worin dieser dem ostdeutschen Dackel Helene eine Lehrstunde in „Sozialer Marktwirtschaft“ verabreichen wollte, doch das Scheitern solcher aus dem naiven Glauben an den historischen Sieg der besseren Wirtschaftsordnung erwachsenen Aktionen war vorprogrammiert, weil man es nicht für nötig hielt, sich mit der Lebenswelt der Adressaten zu befassen. Hinzu kam, dass 1990, als mit der DM das bundesdeutsche Wirtschaftssystem über die Ostdeutschen hereinbrach, dieses System seinerseits – unter den sich beschleunigenden Dynamiken der Globalisierung – längst im Begriff war, ein anderes zu werden, als welches es die einst in ihm erwachsen gewordenen Westdeutschen wertschätzen gelernt hatten. Was Ostdeutsche jetzt am eigenen Leibe erfahren, war mitnichten dazu angetan, die neue Wirtschaftsordnung als



Missratene Lehrstunde in „Sozialer Marktwirtschaft“ nach der Wende 1990: Herr (Erhard) und Hund (DDR-Bürger).

„sozial“ einzustufen. Im Gegenteil: Ob Treuhand-Abwicklungen, Drückerkolonnen, Besser-Wessis oder Arbeitslosigkeit – all dies war doch genau jenes „Wolfsgesetz“ des „Raubtierkapitalismus“, wie es ihnen in den Marxismus-Leninismus-Seminaren zuvor immer als Feindbild an die Wand gemalt worden war. Dementsprechend sank das Renommee der „Sozialen Marktwirtschaft“ in der Wahrnehmung der Ostdeutschen nach Allensbach-Erhebungen von im Frühjahr 1990 noch 77% Befürwortern auf gerade einmal 26% Ende 1995!

Neuer Wein in alten Schläuchen? – die Initiative „Neue Soziale Marktwirtschaft“ INSM

Im Herbst 2000 konstituierte sich wieder ein informeller, im Institut der Deutschen Wirtschaft in Köln tätiger Kreis, um für die nunmehr „Neue Soziale Marktwirtschaft“ zu werben: die Initiative gleichen Namens INSM. Der Vergleich mit den Aktionen des WAAGE-Vereins ist in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. Unter Slogans wie „Chancen für alle!“ oder „Sozial ist, was Arbeit schafft!“ trat diese Gruppierung seinerzeit an, um angesichts aktuell vorhandener Problemlagen in Deutschland (Wachstumsschwäche, Versorgungs- und Sicherheitsdenken, mangelnde Risikobereitschaft, zuwenig Unternehmergeist usw.) eine Neudefinition des Sozialen im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu wagen. Heute muss konstatiert werden, dass dieser Anspruch weder eingelöst wurde noch inzwischen kaum mehr ernsthaft verfolgt wird.

Alexander Roth: Werben mit der Wende. Wirtschaftskommunikation zur deutschen Einheit, Leipzig 2002, S. 80.

Liebe Kanzlerkandidaten! So krempeln Sie richtig:

1. **Arbeitsmarkt deregulieren!**
2. **Abgaben senken!**
3. **Steuerrecht vereinfachen!**
4. **Bildung fördern!**
5. **Gesundheitssystem reformieren!**

Wie die Wahl ausgeht, ist ungewiss. Aber schon jetzt ist sicher, welche Reformen Deutschland dringend braucht, damit es wieder aufleben geht: 1. Mehr Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt eröffnet neue Chancen für mehr Beschäftigung. 2. Weniger Steuern und Abgaben senken, steigern die Nettoeinkommen der Bürger und die Wirtschaft wird wettbewerbsfähiger. 3. Nur ein verständliches, einfaches Steuerrecht ist auch gerecht und sorgt für die richtigen Leistungsanreize. 4. Mehr Wettbewerb im Bildungssystem verbessert die Ausbildungspolitis für alle. 5. Die Kostenexplosion im Gesundheitssystem muss gestoppt werden – mit mehr Eigenverantwortung und

Wahlmöglichkeiten für die Versicherten. Haben Sie Fragen oder Anregungen? Schreiben Sie an „Chancen für alle“, Gustav-Heinemann-Ufer 14-18, 50568 Köln. Internet: www.chancenforall.de

CHANCEN FÜR ALLE
Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft

Die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft ist eine überparteiliche Kooperationsform von Bürger, Wissenschaftler und Politiker für mehr Wettbewerb und wirtschaftliche Entwicklung.

Vom „Wohlstand...“ zu den „Chancen für alle!“ Empfehlungen der INSM zur Bundestagswahl 2005

Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, INSM Köln

Die „alte“ soziale Marktwirtschaft gewann das öffentliche Vertrauen, weil sie eine probate Formel war, mit deren Hilfe sich auch der „kleine Mann auf der Straße“ seinen steigenden Lebensstandard erklären konnte. Die sogenannte „neue“ soziale Marktwirtschaft konnte einen solchen Anspruch von vorn herein nicht machen, weil sie nicht von der Schubkraft eines eingelösten Versprechens zehren konnte (was ihr hätte Resonanz verschaffen können), sondern – zumindest zu Zeiten der rot-grünen Koalition – vor allem als Forderungskatalog auftrat, der von bekannten Persönlichkeiten wie Roman Herzog, Paul Kirchhoff oder Peter Glotz in Talkshow-Runden eingebracht wurde.

Nach dem Machtwechsel zur christlich-liberalen Koalition 2005 wäre es an der Zeit gewesen, die angekündigte Neudefinition des Sozialen innerhalb der marktwirtschaftlichen Ordnung anzugehen – allein im Zeitalter der Globalisierung und zwei Börsen-Desastern (New-Economy und Internet-Blase 2001; Immobilienblase und Lehmann-Pleite 2008) lässt sich das Wort „sozial“ nicht mehr so zwanglos und glaubhaft mit dem Wort „Marktwirtschaft“ zusammenkleben wie ehemals. Der soziale Friede, einst Antriebsfeder, das Wort „sozial“ politisch zu besetzen, ist offenbar auch kein Wert mehr, für den sich solche Anstrengungen lohnen.

Dieser Dispens des Sozialen offenbart sich in geradezu verräterischer Weise sogar in der 2011 erschienenen Broschüre des deutschen Industrie-Instituts Köln, die sich immerhin „60 Jahre für die soziale Marktwirtschaft“ nennt. Im Schlusstext Michael Hüthers kommt die Wortverbindung „Soziale Marktwirtschaft“ nur noch als historische Reminiszenz vor. Im Hinblick auf die Gegenwart ist ausschließlich von „marktwirtschaftlicher Ordnung“, „Koordinationsleistungen der Märkte“, „Marktwirtschaft als Kind der Freiheit und der Aufklärung“ die Rede. Sozialbindung des Eigentums wird nicht mehr diskutiert. Das Wort „sozial“ ist obsolet geworden.

Dass es heutzutage gleichwohl noch die Erinnerung an die „gute alte“ „soziale Marktwirtschaft“ gibt, ist überdies keineswegs den BDI-nahen Kreisen bzw. dem Deutschen Industrie-Institut zu verdanken, wie Hüther unter Verweis auf die 1952 gegründete Arbeitsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft ASM behauptet. Bei diesem Kreis handelte es sich um einen Professoren-Debattierklub um Götz Briefs, Wilhelm Röpke, Alexander von Rüstow, Franz Böhm und anderen. Von den Tagungen und Arbeitspapieren des ASM nahm denn auch die Öffentlichkeit, trotz gelegentlicher Pressenotizen, seinerzeit kaum etwas wahr, geschweige denn auf.

Was sie hingegen sehr wohl wahrnahm, waren die für Fritz und Otto Normalverbraucher konzipierten Anzeigen und Filme des WAAGE-Vereins. Die dafür benötigten Mittel wurden allerdings ausschließlich von BDA-nahen Unternehmern aufgebracht. Allein ihnen – und natürlich Ludwig Erhard selbst – gebührt das Verdienst, den Begriff populär gemacht und im kollektiven Bewusstsein verankert zu haben. Im BDI hat man seinerzeit über diese unverbesserlichen Idealisten, die ihr Geld lieber für Öffentlichkeitsarbeit zum Fenster hinauswarfen anstatt rigide Interessenpolitik zu treiben, nur gelacht – um sich heute, 60 Jahre später, deren Leistungen ans eigene Revers zu heften.

Dass indessen eine solche Geschichtsvergessenheit überhaupt möglich ist, belegt einmal mehr die Qualität der damaligen WAAGE-Kampagnen, die auf solchen Samtpfoten daherkamen, dass bis heute nur das Endergebnis in Erinnerung blieb, ihr Absender aber längst aus dem kollektiven Gedächtnis verschwand. Wie formulierte es schon vor dem Zweiten Weltkrieg der Grandseigneur der deutschen PR-Theorie Carl Hundhausen treffend? „Eine gesunde Public Relations Policy ist gründlich, umfassend, aber nicht laut.“

Literatur:

Müller-Armack, Alfred: Grundprinzip der sozialen Marktwirtschaft, Münster 1949

Schindelbeck, Dirk/Volker Ilgen: „Haste was, biste was! Werbung für die Soziale Marktwirtschaft, Darmstadt 1999

Ptak, Ralf: Mythos soziale Marktwirtschaft. Stationen des Neoliberalismus in Deutschland, Opladen 2004;

Sinn, Hans-Werner: Ist Deutschland noch zu retten?, München 2003

Speth, Rudolph: Die politischen Strategien der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft INSM, Bonn 2004
Lobbying und PR am Beispiel der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“, in: Thomas Leif/Rudolf Speth (Hg.): Die stille Macht. Lobbyismus in Deutschland, Wiesbaden 2006, S.302-316

Nicoll, Norbert: Die ökonomische Rationalität in die Öffentlichkeit tragen“. Zur Arbeit und Wirkungsweise der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“ (2000-2006), Tectum Verlag 2008

Ehrich, Udo: Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft. Lobbygruppe oder Think Tank. Darmstadt 2010

Wegener, Lisa: Kommunikative Strategie und Methodik der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, Darmstadt 2011.

Klaus Scherzinger

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling – Philosoph der Romantik



Die Naturethik – insofern sie mit holistischen Argumenten für den moralischen Wert der nichtmenschlichen Natur einsteht – entdeckt mit Schellings Naturphilosophie die philosophiehistorischen Wurzeln ihrer metaphysischen Prämissen und die moderne Biologie sieht in seinen Versuchen, die Natur als organische Ganzheit zu denken, spekulative Vorformulierungen neuerer Erkenntnisse aus den Forschungsbereichen der Ökologie und der Selbstorganisation des Lebendigen. Aus ähnlichen Motiven heraus hat sich schon Goethe für Schelling begeistert und sich von ihm eine *naturphilosophische Fundierung seiner phänomenologischen Naturforschung* erhofft.¹

I. Fichte

Die neuzeitliche Philosophie wendet sich dem „Ich“, dem Bewusstseinskern, dem Träger des Selbstbewusstseins zu und bedenkt seine Potenzen und Kompetenzen in praktischer und theoretischer Hinsicht. Die einschlägigen Einsichten Immanuel Kants (1724-1804) haben unser Menschenbild geprägt. Das „Ich“, sagt Kant, ist frei, den Willen aus reinen Vernunftgründen heraus zur Handlung zu bestimmen, und es vermag die Gegenstände unserer Erfahrung zu konstruieren, auch wenn letzteres auf die Realität einer Welt der „Dinge an sich“ angewiesen bleibt. Um dieses „Ich“ genauer zu fassen, ist Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) angetreten. Denn was das „Ich“ ist, wie sich sein Sein erklären und sein Wesenskern denken lässt, erschien ihm vom Königsberger nur unzureichend erfasst.

Heutige Philosophen würden eine solche Frage mit Blick auf die Gehirnforschung beantworten und einen funktionalen Zustand des Gehirns für die Emergenz des Ich-Erlebens verantwortlich machen. Ihr „Ich“ wäre das „Ich“ einer materialistischen Geisttheorie. Sie würden ihm einerseits die Fähigkeit zur Konstruktion der Erfahrungsgegenstände bestätigen, weil sie meinen, die Kategorien und reinen Anschauungsformen der Vernunftkritik Kants mit den anatomischen Gehirnstrukturen – so wie sie in phylogenetischer und ontogenetischer Evolution entstanden sind – identifizieren zu können, andererseits aber würden sie ihm die Willens- und Entschei-

¹ Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Schellings Idee einer Naturphilosophie. Ein noch heute herausforderndes Projekt. In: Information Philosophie, 27. Jahrgang, Heft 2, Juni 1999, siehe: Einleitung

dungsfreiheit im kantischen Sinne absprechen, weil sie – in ihrer Mehrheit zumindest – nicht mehr glauben wollen, dass aus den spezifischen Charakteristika mentaler Phänomene folgt, *dass das Mentale eine besondere Kategorie von Existierendem bildet*,² eine Kategorie, die eine transempirische Ich-Entität umfasst, die Handlungen spontan, selbstursächlich und gemäß einer Kausalität aus Freiheit in Gang zu bringen vermag.³

Fichte konnte sich den Blick auf die Gehirnforschung leicht verkneifen – es gab sie noch nicht. Zwar hatten Luigi Galvanis Experimente eben erst gezeigt, dass Nerven elektrische Impulse übertragen und Franz Joseph Gall machte in unzähligen Vorträgen zur Phrenologie den Gedanken von der funktionellen Aufteilung der Bereiche der Großhirnrinde populär, aber von einer Gehirnforschung, der man zutrauen konnte, das Geheimnis des „Ich's“ zu lüften, war man noch mehr als zwei Jahrhunderte entfernt.

Zu Fichtes Zeiten wurde der Philosophie – einer kritischen Vernunftwissenschaft – bei der Klärung solcher und ähnlicher Grundsatzfragen eine Führungsrolle zuge-dacht, die sie heute nicht mehr unwidersprochen in Anspruch nehmen kann. Man traute ihr zu, im Alleingang das Wissen um das Ganze der Erfahrungswirklichkeit rein gedanklich und der Logik gehorchend, aus einem ersten Prinzip heraus rekonstruieren zu können, d. h. – negativ gesehen – „nur“ theoretisch, mit Hilfe von vernünftig nachvollziehbaren Annahmen, die wesentliche Wahrheit über die Welt und damit auch über das „Ich“ ergründen zu können.

Auch Fichtes Nachdenken über die Bedingungen der Möglichkeit des Ich-Seins zielt auf ein erstes Prinzip. Er findet es, indem er die kantische Theorie der selbsttätigen Gesetzgebung des in praktischer Hinsicht freien Ich zu einer Theorie der Selbstsetzung radikalisiert, wie es Andreas Schmidt einmal ausgedrückt hat.⁴ Dadurch kommt ein tiefer gelegtes, vor- bzw. unbewusst agierendes und rein geistiges Vermögen in den Blick, das Fichte das „absolute Ich“ nennt, weil es in seiner Sponta-

² Peter Bieri, Generelle Einführung. In: Peter Bieri (Hrsg.), *Analytische Philosophie des Geistes*, Bodenheim, 1993, S. 10

³ Vgl. Armin G. Wildfeuer, *Freiheit*. In: *Handbuch Ethik*, Hrsg. von M. Düwell et al., Stuttgart, Weimar, 2002, S. 355

⁴ Vgl. Andreas Schmidt, *Johann Gottlieb Fichte*. In: *Otfried Höffe (Hrsg.), Klassiker der Philosophie*, Bd. 2, München 2008, S. 32

neität, d. h. in seiner Selbsttätigkeit noch nicht einmal abhängig ist von seiner eigenen Gegebenheit, d.h. Bewusstheit, diese vielmehr allererst erzeugt, indem es tätig wird.

In der *Wissenschaftslehre*, Fichtes Hauptwerk, heißt es: *Das Ich ‚setzt sich selbst‘, und es ‚ist‘, vermöge dieses bloßen Setzens durch sich selbst; und umgekehrt: Das Ich ‚ist‘, und es ‚setzt‘ sein Sein vermöge seines bloßen Seyns. – Es ist zugleich das Handelnde, und das Produkt der Handlung; das Thätige, und das, was durch die Thätigkeit hervorgebracht wird; Handlung, und That sind Eins und eben dasselbe; und daher ist das: ‚Ich bin‘, Ausdruck einer Thathandlung.*⁵

Das absolute Ich vollbringt eine wahrhaft münchhausische Tat. Es hebt sich selbst aus dem Sumpf der Unbewusstheit ans Licht der Bewusstheit. Praktisch handelnd, setzt es sich als theoretisch Erkanntes und bringt sich unter *die Botmäßigkeit des Begriffs*, wie Fichte es im *System der Sittenlehre* ausdrückt⁶. Das absolute Ich ist *Kraft, der ein Auge eingesetzt ist.*⁷

Doch dieses Auge kann als Auge nur ausgemacht werden, weil es etwas sieht. Das absolute Ich kann nur „Ich“ sagen, wenn zugleich mit dem selbstbewussten Ich auch ein Nicht-Ich gesetzt ist, von dem es sich unterscheidet, wenn zugleich mit dem selbstbewussten Ich die Welt entsteht, auf die es sich ausrichtet und ohne die es das Ich als Perspektive auf die Welt gar nicht geben kann.

Diese Perspektive ist ganz und gar schöpferisch. Sie ist deshalb nicht mehr – wie bei Kant – abhängig von einer bereits vorgegebenen Welt der Dinge an sich, vielmehr ist sie das Resultat eines rein intellektuellen und absolut freien Produktionsprozesses. *Eben deshalb bildet Fichtes Denken den Anfang des deutschen Idealismus. Denn der Grundgedanke des Idealismus ist: Es existiert nur das Ideelle, das Geistige, das Ich in seiner Freiheit. Die Realität der Welt dagegen ist uns nur in unserer Vorstellung gegeben; aber eben diese Vorstellungen werden nicht von der Welt*

⁵ Johann G. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, GA (= Gesamtausgabe der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von R. Lauth und H. Jacobs, Stuttgart-Bad Cannstatt, 1962ff.) I, 2, 259

⁶ Johann G. Fichte, Das System der Sittenlehre, GA I, 5, 48

⁷ Johann G. Fichte, Das System der Sittenlehre. Vorgetragen von Ostern bis Michaelis 1812. In: J. G. Fichte's nachgelassene Werke, Dritter Band, Bonn 1835, S. 17

*geschaffen, sondern wir selber bringen sie hervor. ... Die Wirklichkeit wird zur Tat des Ich ... Hier ist die Macht des Menschen über die Wirklichkeit, die zu erringen das große Bemühen der Neuzeit ist, in ihr Extrem gelangt.*⁸

Fichte ist Monist. Für ihn kann es nur ein Prinzip der Erfahrungswirklichkeit geben. Wer nicht den Idealismus vertritt, muss konsequenterweise einem Dogmatismus anhängen. Letzterer gründet sich auf die Annahme der Existenz der Dinge an sich, ist Realismus und geht davon aus, dass der Wirklichkeit ein materielles und nach naturkausalen Gesetzmäßigkeiten sich entfaltendes Prinzip zugrunde liegt. Zur Wahl steht nach Fichte, *ob der Selbstständigkeit des Ich die Selbstständigkeit des Dinges, oder umgekehrt, der Selbstständigkeit des Dinges die des Ich aufgeopfert werden solle*⁹.

Kein Entscheidungsgrund aus Vernunft kann hier Abhilfe schaffen. Ob ein philosophierender Mensch sich zum Idealismus oder zum Dogmatismus bekennt, hängt ab von seiner *Neigung* und seinem *Interesse*. Es sind also von unterschiedlichen Charakter- und Persönlichkeitseigenschaften herrührende Motivationslagen, die zwischen den beiden unverträglich sich gegenüberstehenden, in ihrem Erkenntniswert aber gleichrangigen Systemen die Wahl entscheiden.

*Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was man für ein Mensch ist: denn ein philosophisches System ist nicht ein todter Hausrath, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Ein von Natur schlaffer oder durch Geistesknechtschaft, gelehrten Luxus und Eitelkeit erschlaffter und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben.*¹⁰

Kein Zweifel, welchen Charakter Fichte sich selbst zuerkennt. Fasziniert von den Ereignissen im revolutionären Frankreich und in der Manier eines Marquis von Posa der Philosophie kämpft er in den zwei politischen Streitschriften *Rückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten* und *Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution* – beide

⁸ Wilhelm Weischedel, *Die philosophische Hintertreppe*, München 1982, 8. Auflage, S. 196

⁹ Johann G. Fichte, *Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre*. In J. G. Fichte, *Sämtliche Werke*. Hrsg. von I. H. Fichte, Band 1, Berlin, 1845, S. 432

¹⁰ Ebd., S. 434



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling im Jahr 1848

Wikipedia

aus dem Jahre 1793 – für Gedankenfreiheit¹¹. Das hat Folgen: Sein System – so bekennt er in einem berühmten Brief an Jens Baggesen von 1795 – *ist in den Jahren, da sie (die Franzosen, Anm.d.V.) mit äußerer Kraft die politische Freiheit erkämpften, durch innern Kampf mit mir selbst, mit allen eingewurzelten Vorurteilen entstanden; nicht ohne ihr Zutun; ihr valeur war (es), der mich noch höher stimmte und jene Energie in mir entwickelte, die dazu gehörte, um dies zu fassen. Indem ich über diese Revolution schrieb, kamen mir gleichsam zur Belohnung die ersten Winke und Ahndungen dieses Systems.* Und unmittelbar zuvor heißt es: *Mein System ist das erste System der Freiheit; wie jene Nation (sc. die französische) von den äußeren Ketten den Menschen losreis't, reis't mein System ihn von den Feßeln der Dinge an sich, des äußern Einflusses los, die in allen bisherigen Systemen, selbst in dem Kantischen mehr oder weniger um ihn geschlagen sind, u. stellt ihn in seinem ersten Grundsatz als selbständiges Wesen hin.*¹² Deutlicher kann man nicht werden: Der Höhenflug seiner Begeisterungsfähigkeit für die Freiheitsidee trug ihn zu den Gipfeln seines Systems des Idealismus.

Was sich Fichte – von Revolutionseuphorie durchdrungen – ausdenkt, nennt Karen Gloy *eine Hypostasierung der Transzendentalphilosophie, die auch noch die Basis und den Horizont für die Naturphilosophie bildet.* Schelling wird dieses Ausuferen der Transzendentalphilosophie nicht gut heißen können. *Während Fichte das Ich und seine Wissensstruktur zum alleinigen Prinzip erhebt und die Natur davon abhängig macht, ja mehr noch, eigentlich die Natur in das Ich verlagert unter Preis-*

¹¹ Der Vergleich mit der Figur des Marquis von Posa aus Schillers Drama Don Karlos verdankt sich einer Bemerkung von Jens Braun in seinem Buch: Einführung in die Rechtsphilosophie, Tübingen, 206, S. 123.

¹² Johann G. Fichte, Briefwechsel, GA III, 2, 298

*gabe ihrer Selbständigkeit und ihres Ansichseins, so dass sie nur noch als gewusste existiert, ... anerkennt Schelling ihre Selbständigkeit und ihren Eigenwert.*¹³

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling wird 1775 in Leonberg geboren. Eine rasante Karriere stellt ihn – er ist erst 23 Jahre alt – Fichte als Professorenkollege in Jena zur Seite. Seinem durch den väterlichen Pietismus, aber auch durch die Studienzeit im Tübinger Stift geprägten Charakter wohnen Denkantriebe inne, die sich von denen Fichtes unterscheiden. Zwar knüpft er an dessen Wissenschaftslehre immer wieder an, will aber auf eine realistische Option der Wirklichkeitserklärung nicht verzichten. Ob man bereits seine ausgedehnten naturwissenschaftlichen Studien während seiner Zeit als Hauslehrer in Stuttgart und Leipzig als Ausfluss dieses Impulses zum Dogmatismus werten darf, oder ob sie diesen Impuls nur haben wachsen und mächtiger werden lassen, ist schwer auszumachen. Dass frühkindliche Erfahrungen die Genese seiner philosophischen Motivlage mitbestimmt haben, darf jedenfalls angenommen werden. *Unserem Herzen*, so bestätigt Schelling diese Annahme in einem Fragment aus seinem Nachlass, *genügt das bloß geistige Leben nicht. Es ist etwas in uns, das nach wesentlicher Realität verlangt ... und wie der Künstler nicht ruht im Gedanken seines Werkes, sondern nur in der körperlichen Darstellung und jeder von einem Ideal Entbrannter es in leiblich sichtbarer Gestalt offenbaren oder finden will, so ist das Ziel aller Sehnsucht das vollkommen Leibliche als Abglanz des vollkommen Geistigen.*¹⁴

Eine Neigung zur Natur als wesentlicher Realität hatten alle Kreativen im Dunstkreis des frühromantischen Zirkels um die Gebrüder Schlegel, dem Schelling schon bald nach seiner Ankunft in der Saalestadt angehörte. Die alleinige Hochachtung der freien und schöpferischen Geisteskräfte verbat sie sich. Ihre künstlerisch zum Ausdruck gebrachten Ahnungen antizipierten die Seelennot, die zu erwarten steht, sollte eine Denkhaltung sich durchsetzen, die Wert und Schicksal des Menschen einzig seinem Geist und dessen Fähigkeiten geschuldet glaubt. Sie sehnten sich – und das ist ein durch und durch religiöser, wenn auch kein christlicher Wunsch – nach einer Rückbindung des Geistes an die Natur.

¹³ Karin Gloy, *Das Verständnis der Natur, II, Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, München, 1996, S. 91

¹⁴ Friedrich W. J. Schelling, *Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt*. Aus dem Nachlass, hrsg. von K. F. A. Schelling, Stuttgart, 1862, S. 178. Zitiert wurde nach: Johannes Hirschberger, *Kleine Philosophiegeschichte*, Freiburg, 1999, S. 158. Bei K.F.A. Schelling heißt es: „... genügt das bloße Geisterleben nicht...“

Immer sahen sie, sagt Manfred Frank über die Frühromantiker, *das Bewusstsein, das wir von uns selbst haben, fundiert in einer bewusstseins-transzendenten Voraussetzung, die sie das „Sein“ oder (mit Jakobi) „Ursein“ nannten. Sie schickten dem Bewusstsein als seine „transzendente Vergangenheit“ eine Naturgeschichte voraus, deren Abschluss, nicht deren Ausgangspunkt das Ich sei.*¹⁵

Zum „Philosophen der Romantik“ wird Schelling deshalb, weil er die gefühlte Naturverbundenheit der Romantiker, also das, was Dichter wie Novalis, Tieck und Eichendorff ins Versmaß, Maler wie Caspar David Friedrich ins Bild und Komponisten wie Carl Maria von Weber oder Franz Schubert aufs Notenblatt bannen, als Denker aufgreift, um den philosophischen Nachweis der Naturgeburt des Geistes zu erbringen. Er unternimmt dies, indem er versucht, Fichtes *Idealismus aus der uns umgebenden Natur selbst abzuleiten, indem er das absolute Ich als produktive Kraft in sie hineinprojizierte*¹⁶. Dass er dabei ein Naturbild zeichnete, das einen Gegenentwurf zum mechanistischen Naturverständnis darstellt und dessen Anspruch untergräbt, die Deutungshoheit über die Naturphänomene zu besitzen, gilt es jetzt zu zeigen.

II. Schellings Naturverständnis

Was ist Natur? Vier Werke aus Schellings Frühphase – *die Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft* aus dem Jahre 1797, *Von der Weltseele* aus dem Jahre 1798, *Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* und *Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* beide aus dem Jahre 1799 – geben Antwort auf diese Frage und begründen eine von ihm selbst auch *spekulative Physik* genannte Naturphilosophie, die die rein denkerische Rekonstruktion der Natur zu leisten versucht und sie als Produkt des Wirkens einer geistigen, d. h. nach Ideen bzw. Prinzipien tätigen Urkraft bestimmt.

Wie Fichte ist auch Schelling Monist. Es kann und darf nur ein Prinzip, nur eine Urkraft sein, die alles werden lässt. Da bloße Kraft, wenn sie keine Reaktionen hervorzurufen vermag, nicht nur nicht erkennbar, sondern auch nicht wirksam bzw. produktiv werden kann, muss denknotwendig gelten, dass sie eine Unterscheidungskraft ist, eine Kraft, die einen Unterschied macht. Die Urkraft würde ohne die

¹⁵ Manfred Frank, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. In: Otfried Höffe (Hrsg.), *Klassiker der Philosophie*, Bd. 2, München, 2008, S. 69 f

¹⁶ Franz J. Wetz, Friedrich W. J. Schelling zur Einführung, Hamburg, 1996, S. 30



*...gefühlte Natur-
verbundenheit:
Abendstimmung als
Fotothema*

Dirk Schindelbeck

Hervorbringung von „Bemerkbarem“, ohne Ereignis- und Gestaltbildung zerfließen, wenn sie sich nicht selbst ausbremsen und hemmen, sich selbst eine Grenze ziehen würde. *Aber ist die Natur absolute Productivität, so kann der Grund dieses Gehemmtseyns nicht außer ihr liegen...Aber fällt der Grund jenes Gehemmtseyns in die Natur selbst, so hört die Natur auf, reine Identität zu sein. (Die Natur, insofern sie nur Productivität ist, ist reine Identität, und es lässt sich in ihr schlechterdings nichts unterscheiden.) Soll in ihr etwas unterschieden werden, so muss in ihr die Identität aufgehoben werden. ... Die Natur muss ursprünglich sich selbst Object werden, diese Verwandlung des reinen Subjekts in ein Selbst-Object ist ohne ursprüngliche Entzweyung in der Natur selbst undenkbar.*¹⁷

Unterscheidungen, wie sie von nun an – beginnend mit dieser ursprünglichen Entzweigung – gesetzt werden, sind – ganz formal gesehen – nichts anderes als das, was die heutige Informationstheorie mit dem Wort „Information“ benennt. Damit ist ausdrücklich nicht Information im geläufigen Sinne von Bedeutung (d. h. gedeutete Information) gemeint, vielmehr nimmt der informationstheoretische Informationsbegriff in den Blick, was das lateinische Wort *informare* meint: formen, gestalten, herausbilden. Unterscheidungen, weil sie Gestalt geben, zwingen – und dies ist ein selbst auferlegter Zwang – dem ständig fließenden Kraftstrom Strukturprinzipien auf, durchwirken ihn also mit einer Art unbewusstem Geist und sind damit letztlich – auch nach Meinung vieler moderner Kybernetiker und Hirnforscher – verantwortlich dafür, dass die Welt so ist, wie sie ist, und auch dafür, dass sie auf einer

¹⁷ Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Für Vorlesungen, 1799. In: SW (= Sämtliche Werke, Stuttgart und Augsburg, 1856 bis 1861) Erste Abt., Dritter Band, S. 287

fortgeschrittenen Entwicklungsstufe Bewusstsein emergiert. Wenn man sich die sachliche Nähe des modernen Informationsbegriffs, wie er von Claude E. Shannon und Warren Weaver für die Informationstheorie geprägt wurde, zur schellingschen Rede von der Entzweiung der einen, alles in sich hinein gebärenden Urkraft vergegenwärtigt, dann verschwinden die Irritationen, die den heutigen Leser beschleichen mögen, wenn er Schelling die Urkraft eine geistige, ideelle und subjektive Kraft nennen hört. Die Urkraft ist Geisteskraft, weil sie Unterscheidungskraft ist, weil sie eine Kraft ist, die in sich die Gestalt und Form gebenden Gesetzlichkeiten trägt, die sie zur Ausbildung eines besonderen Naturphänomens – des Bewusstseins – hinleiten, in dessen Licht dann die unverbrüchliche Einheit beider – von Kraft und Geist – erkannt werden kann.

Die Selbsthemmung, das Setzen von Unterschieden, das Wirksam- und Produktivwerden – das alles sind Ereignisse innerhalb der einen und einzigen Wirklichkeit der Urkraft. Sie geschehen als Wechselspiel von Kraftverströmung und Krafthemmung. Dieser Gedanke hat auffällige Ähnlichkeit mit Vorstellungen, wie sie der Daoismus kennt. Das Grundprinzip der Welt, das Dao, gebiert die Zweiheit des Yin und Yang. Deren chronischer Widerstreit lässt die „zehntausend Dinge“, den Kosmos hervorgehen.

Für Schelling kennzeichnet der in Rede stehende Kräftewiderstreit die Natur insofern sie nicht nur eine geschaffene, sondern eine selbsttätig schaffende und sich selbst hervorbringende *absolute Tätigkeit* ist. Was sogleich mit dem ersten Aufbruch dieses Widerstreits und mit dem dadurch gesetzten Unterschied in die Welt kommt, darf nach Schelling Materie genannt werden. Sie ist nichts anderes als *das Product einer ursprünglichen Synthesis entgegengesetzter Kräfte*.¹⁸ In der *Einleitung zu einem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* von 1799 heißt es über dieses Produkt: *Das Product ist ursprünglich nichts als ein bloßer Punkt, bloße Grenze, erst indem die Natur gegen diesen Punkt ankämpft, wird er zur erfüllten Sphäre, zum Product gleichsam erhoben. (Man denke sich einen Strom, derselbe ist reine Identität, wo er einem Widerstand begegnet, bildet sich ein Wirbel, dieser Wirbel ist nichts Feststehendes, sondern in jedem Augenblick Verschwindendes, in jedem Augenblick wieder Entstehendes. – In der Natur ist ursprünglich nichts zu unterscheiden; noch sind gleichsam alle Producte aufgelöst und unsichtbar in der allge-*

¹⁸ Friedrich W. J. Schelling, Idee zu einer Philosophie der Natur. Als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft. Erstes, zweytes Buch. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1797, S. 153

*meinen Productivität. Erst wenn die Hemmungspunkte gegeben sind, werden sie allmählich abgesetzt, und treten aus der allgemeinen Identität hervor. – An jedem solchem Punkt bricht sich der Strom (die Productivität wird vernichtet), aber in jedem Moment kommt eine neue Welle, welche die Sphäre erfüllt).*¹⁹

Schelling, der die Materie auch als Schwere, Schwerkraft oder Gravitation bezeichnet,²⁰ ist mit seinem Materieverständnis nicht weit weg von dem, was die moderne Physik auf der Grundlage empirischer Studien denkt. Für sie ist Kraft etwas, was *um sich herum ein ‚Feld‘ erzeugt ... Da jede Energie zugleich eine Masse und jede Masse zugleich eine Energie darstellt, repräsentiert auch jedes Feld eine gewisse Masse, z.B. auch ein elektrisches, von einem Elektron erzeugtes Feld. ... Die Feldtheorie setzt nun diese durch die Feldenergie repräsentierte Masse der Masse des Elektrons gleich, so dass beides im Feld aufgeht. ‚Materie ist nichts als die Singularitäten des Feldes‘ (die Feldknoten). ... In der neuesten Physik ist ein Elementarteilchen der Materie nur noch der Name für einen ausgezeichneten Punkt eines Feldes.*²¹

Wo Natur als Tätigkeit in den Blick kommt, bezeichnet Schelling sie als *natura naturans*, als „schaffende Natur“ und unterscheidet sie von der *natura naturata*, von der in unzähligen schon fertigen Schöpfungsprodukten vorliegenden und in diesem Sinne „geschaffenen Natur“. Dieses Begriffspaar wird auch von Spinoza verwendet, ist aber wesentlich älter. In der *natura naturans* ist der nämlichen Kräfteprozess am Werk, wie wir ihn von Fichtes absolutem Ich her kennen, auch wenn er dort unmittelbar Bewusstsein hervorbringt und nicht erst wie bei Schelling eine bewusstlose Naturgeschichte durchlaufen muss, um sich seiner und seines Werkes bewusst zu werden.

Vom unbewaffneten menschlichen Blick getroffen, erstarrt die *natura naturans* zur *natura naturata*, gerinnt der unablässige Kraftstrom, der im steten Wechselspiel von Verströmung, Hemmung und daraus hervorgehender Grenzziehung die Natur in Evolutionsstufen hervorgehen lässt, zu einer Momentaufnahme, die uns weiszumachen versucht, die Natur sei fest und in deutlich voneinander getrennte Einzelele-

¹⁹ Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Für Vorlesungen, 1799. In: SW, Erste Abt., Dritter Band, S. 289

²⁰ Vgl. Franz J. Wetz, Friedrich W. J. Schelling zur Einführung, Hamburg, 1996, S. 58

²¹ Georgi Schischkoff, Philosophisches Wörterbuch, Stuttgart 1982. Vgl. die Stichworte „Feldtheorie“ und „Materie“.

mente zergliedert. Die Wahrheit erkennt nur die philosophische Reflexion oder – heute ist dies technisch möglich – die Zeit geraffte Naturbeobachtung aus sehr großer oder sehr kleiner räumlicher Entfernung: Natur ist Kraftfluss in gestuften Strukturen. Stufung entsteht, weil neue Unterschiede, neue Grenzziehungen, neue Kraftbrüche auf der Grundlage vorhergehender, noch bestehender und schon wieder vergehender Brüche gebildet werden. Es ist eine Dynamik, wie sie die fraktale Geometrie beschreibt. Gleich einem „Mandelbrotbäumchen“ entsteht Komplexität und Vielfalt der Natur durch die wiederholte Selbstanwendung der immer gleichen Bruchgesetze.

Als hätte er sich vorgenommen, vorwegzunehmen, was die von Experimenten gesteuerte naturwissenschaftliche Erfahrung erst viele Jahrzehnte später bestätigen wird, nimmt Schellings Denken wieder und wieder Anlauf, um dem geheimen Wirken der Natur auf die Schliche zu kommen.

Er fasst sie – und auch dafür werden ihn moderne Naturphilosophen feiern – *als unbedingte Realität*, als ganz aus sich selbst heraus bestimmte Wirklichkeit. *Da sie sich selbst ihre Sphäre gibt, so kann keine fremde Macht in sie eingreifen; alle ihre Gesetze sind immanent, oder: die Natur ist ihre eigne Gesetzgeberin (Autonomie der Natur). Was in der Natur geschieht, muss sich auch aus den tätigen und bewegenden Prinzipien erklären lassen, die in ihr selbst liegen, oder: die Natur ist sich selbst genug (Autarkie der Natur). ... Sie ist*, so heißt es dazu in einer Anmerkung Schellings, *ihr eignes Product – ein aus sich selbst organisirtes und sich selbst organisirendes Ganzes.*²²

Stabilität und stoffliche Beständigkeit der unzähligen Teile dieses Ganzen sind nur Schein. In Wahrheit existieren diese Teile als endliche, vorübergehende Verdichtungen der *natura naturans*, als zeitweilige Komplikationen im ewigen Kraftfluss. Einsichten, die seit Heraklits Flussfragmenten zum abendländischen Gedankengut gehören, macht Schellings Verständnis der Naturprodukte erneut fruchtbar: Was wir als stabile Naturobjekte ansprechen, sind auf der Prozessebene gesehen nur Kraftaustauschereignisse, Kraftknoten, vorübergehende Gleichgewichtseinstellungen von Kraftzu- und Kraftabfluss. *Es ist schlechterdings kein Bestehen eines Produkts denkbar, ohne ein beständiges Reproducirtwerden. Das Produkt muß*

²² Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf für eines Systems der Naturphilosophie, Für Vorlesungen, 1799. In: SW, Erste Abt., Dritter Band, S. 17

*gedacht werden als in jedem Moment vernichtet, und in jedem Moment neu reproducirt. Wir sehen nicht eigentlich das Bestehen des Produkts, sondern nur das beständige Reproducirtwerden.*²³

Das Naturganze lebt und ist deshalb mehr als bloß die Summe aller ständig reproduzierten Naturteile. Schelling nennt es auch das *ewig lebende Allthier*²⁴. Seine organischen Teilbestände wiederholen im Kleinen die Organisation, die auch das Große belebt, sie sind Natur-Individuen, in denen *das Ganze – das Unendliche – sich spiegelt*.²⁵ *Selbst die sogenannte tote Materie ist nur eine schlafende, gleichsam vor Endlichkeit trunkene Thier- und Pflanzenwelt*²⁶ und wird vom Kraftstrom durchwirkt. *Der Unterschied des Organischen und Unorganischen würde also nur darin bestehen, dass uns jenes das notwendige Seyn des Endlichen im All auch im Einzelnen darstellt, die sogenannte unorganischen Natur aber nur im Ganzen organisch ist; oder umgekehrt, dass der All-Organismus, in welchem auch die sogenannte unorganische Materie wieder begriffen ist, uns in dem besondern Organischen selbst wieder im Einzelnen und durch Einzelnes erscheint.*²⁷

Für das organisch gedachte Naturganze, aber auch für einzelne Organismen gilt: Sein und Wechselwirkung der Teile, die das jeweilige Ganze ausmachen, sind ermöglicht und ermöglichend zugleich. Sie sind Zweck und Mittel in einem, wie Kant es einmal ausgedrückt hat.²⁸ Sie werden bestimmt durch das Ganze, das den Kräftefluss, den es organisiert, umfängt und zur Einheit integriert und sie bestimmen das Ganze, weil ihr Zusammenspiel es hervorbringt und entstehen läßt. Von welcher großer Bedeutung dieser Gedanke von der wechselseitigen Bedingtheit des lebendigen Ganzen und seiner dynamisch organisierten Teile für die moderne Biologie ist, zeigen Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela, wenn sie ihn nutzen, um die autopoietische Organisation von Lebewesen verständlich zu machen: *Das eigentümliche dieser zellulären Dynamik im Vergleich zu irgendeiner anderen*

²³ Ebd. S. 288 f.

²⁴ Friedrich W. J. Schelling, System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere (aus dem handschriftlichen Nachlaß, 1804. In: SW, Erste Abt., Sechster Band, S. 491

²⁵ Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf für eines Systems der Naturphilosophie, Für Vorlesungen, 1799. In: SW, Erste Abt., Dritter Band, S. 19

²⁶ Friedrich W. J. Schelling, System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere (aus dem handschriftlichen Nachlaß, 1804. In: SW, Erste Abt., Sechster Band, S. 390

²⁷ Ebd., S. 380

²⁸ Vgl. Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, §66, 1. Zeile: *Ein organisiertes Produkt der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist.*

Menge von molekularen Transformationen in natürlichen Prozessen ist, dass der Zellstoffwechsel Bestandteile erzeugt, welche allesamt in das Netz von Transformationen, das sie erzeugte, integriert werden. Manche dieser Bestandteile bilden dabei einen Rand, ... Auf der einen Seite sehen wir ein dynamisches Netzwerk von Transformationen, das seine eigenen Bestandteile erzeugt und das die Bedingung der Möglichkeit eines Randes ist. Auf der anderen Seite sehen wir einen Rand, der die Bedingung der Möglichkeit des Operierens eines Netzwerkes von Transformationen ist, welches das Netzwerk als Einheit erzeugt.²⁹

Wo notwendige Beziehung des Ganzen auf Theile und der Theile auf ein Ganzes ist, haben wir es mit einer Organisationsidee, mit einem Begriff, wie Schelling auch sagt, zutun. Aber dieser Begriff wohnt in ihr (der Natur, Anm. d. V.) selbst, kann von ihr gar nicht getrennt werden, sie organisiert sich selbst, ist nicht etwa nur ein Kunstwerk, dessen Begriff außer ihm im Verstande des Künstlers vorhanden ist.³⁰

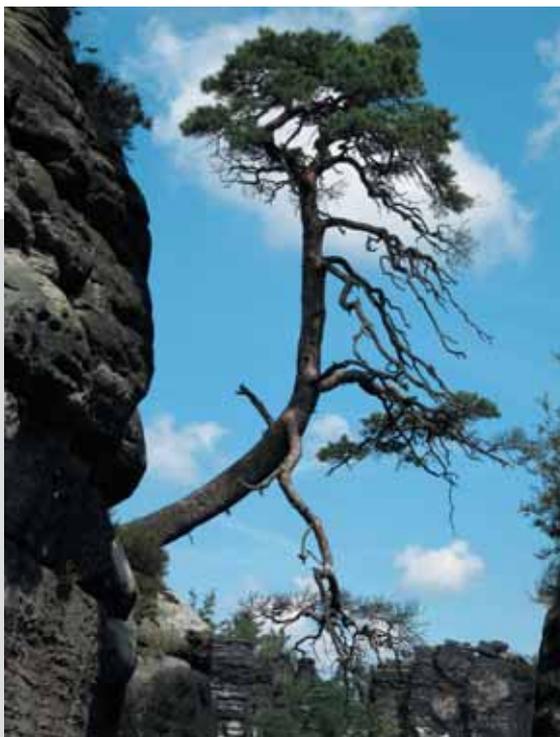
Und worauf hat der Begriff es abgesehen? Wohin treibt das Naturganze? Was die Natur hervorbringt, ist heutigen Naturforschern das Ergebnis von Zufall und Notwendigkeit. Ähnlich wie bei Kant, welcher der Zweckhaftigkeit in der Natur keine objektive Realität zuerkennt, sondern sie einer Eigentümlichkeit unseres Erkenntnisvermögens geschuldet sein lässt, ist auch ihnen das teleologische Denken nur mehr ein Hilfsmittel zum besseren Verständnis organismischer Organisation.³¹ Im Denken Schellings stellt sich dies anders dar. Wo Organisation ist, muss auch ein Geist sein, der sie zielgerichtet anstrebt. Als zunächst noch unbewusstes und der Natur immanentes Ordnungsprinzip – vergleichbar vielleicht den Bau- und Strukturanweisungen, wie sie in den Genen einer befruchteten menschlichen Eizelle bereitliegen und deren weitere Entwicklung mitbestimmen – verantwortet er deren Selbstorganisation und treibt sie zur Emergenz des Bewusstseins, d. h. des bewussten Geistes im Menschen. Der Mensch als ein Teil der Natur, der ihr ganz zugehört, ist kein Produkt blinder, sondern Zweck gezielter, wenn auch nicht immer auf dem direkten Wege ins Ziel treffender Kraftgestaltung. Mit ihm – so ein Gedanke Schellings – schlägt die Natur die Augen auf und bemerkt, dass es sie gibt.³² Blickt er zurück auf die Natur-

²⁹ Vgl. Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, §66, 1. Zeile: *Ein organisiertes Produkt der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist.*

³⁰ Friedrich W. J. Schelling, Ideen zu einer Philosophie der Natur, 1997. In: SW, Erste Abt., Zweiter Band, S. 41

³¹ Vgl. Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, Zweiter Teil: Kritik der teleologischen Urteilskraft.

³² Vgl. R. Safranski, Ein Meister aus Deutschland, Heidegger und seine Zeit, München, Wien, 1994, S. 426



Natur als „absolute Tätigkeit“ im Sinne Schellings: Baum auf einem Felsen der Bastei bei Dresden

Dirk Schindelbeck

geschichte und die Evolution des Lebendigen, so wird ihm deutlich: *Die objektive Welt ist nur die ursprüngliche, noch bewusste Poesie des Geistes.*³³ Er begreift: *Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Rätsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen.*³⁴ Diese lange Geistesirrfahrt der Natur findet mit dem Hervorgang des Bewusstseins zurück zum Ursprung, wo alles begonnen hat, zurück nach Ithaka, das sie in Wahrheit aber nie verlassen hat. *Die toten und bewußtlosen Produkte der Natur sind nur mißlungene Versuche der Natur sich selbst zu reflektieren, die sogenannte tote Natur aber überhaupt eine unreife Intelligenz, daher in ihren Phänomenen noch bewußtlos schon der intelligente Charakter durchblickt. – Das höchste Ziel, sich selbst ganz Objekt zu werden, erreicht die Natur erst durch die höchste und letzte Reflexion, welche nichts anderes als der Mensch, oder, allgemeiner, das ist, was wir Vernunft nennen, durch welche zuerst die Natur vollständig in sich selbst zurückkehrt, und wodurch offenbar wird, daß die Natur ursprünglich identisch ist mit dem, was in uns als Intelligentes und Bewußtes erkannt wird.*³⁵

³³ Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, Für Vorlesungen, 1799. In: SW, Erste Abt., Dritter Band, S. 349

³⁴ Ebd., S. 628.

³⁵ Friedrich W. J. Schelling, System des transzendentalen Idealismus, 1800. In: SW, Erste Abt., Dritter Band, S. 341

Die *absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns* ist damit zum Ausdruck gebracht. In aspektdualistischer Verwobenheit bilden Geist und Natur, Ordnungsprinzip und Kraft, die zwei Seiten ein und desselben Gesamtprozesses. *Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein.*³⁶

Nach der Jahrhundertwende, beginnend mit der Phase seiner so genannten Identitätsphilosophie (von ca. 1801 bis 1806), nennt Schelling die absolute Identität, die Einheit, die den dynamisch wirkenden Gegensatz von Geist und Natur umfasst, auch Gott. Ein Gegensatz in Gott ist notwendig, damit er den Aufbruch zu sich selbst beginnen kann. *Der Gegensatz muß seyn, weil ein Leben seyn muß, denn der Gegensatz selbst ist das Leben und die Bewegung in der Einheit; aber die wahre Identität hält ihn selbst unter sich als bewältigt, d.h. sie setzt ihn als Gegensatz und als Einheit zugleich, und ist so erst die in sich bewegliche, quellende und schaffende Einheit.*³⁷

In der vorantagonistischen Zeit gab es noch gar keine Zeit. In der Zeit vor dem Aufbrechen des Gegensatzes war absolute Indifferenz. Schelling wagt die Charakterisierung des Einheitszustandes vor der Inangsetzung einer innergöttlichen Evolutionsdynamik, die zum Ziel hat, diesen Einheitszustand mit und im Bewusstsein wieder einzuholen und ein Wissen zu gebären, das keine *Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt* mehr macht und das versteht, *dass es Ein und dasselbe ist, das da weiß, und das da gewusst wird*³⁸. In den Fragment gebliebenen *Weltaltern* kennzeichnet er diesen Einheitszustand *als die reine Gleichgültigkeit (Indifferenz), die nichts ist und doch alles; sie ist nichts, wie die reine Frohheit, die sich selbst nicht kennt, wie die gelassene Wonne, die ganz erfüllt ist von sich selber und an nichts denkt, wie die stille Innigkeit, die sich ihrer selbst nicht annimmt*³⁹ und in den Vorlesungen, die Schelling in der ersten Hälfte des Jahres 1810 vor einem kleinen Privatkreis im Stuttgarter Haus des württembergischen Staatsmanns E. F. Georgii gehalten hat, weiß er über das vorweltliche göttliche Leben zu sagen: *Es enthält alles in sich selbst, ist unendliche Fülle nicht nur von Gleichartigem sondern von*

³⁶ Friedrich W. J. Schelling, *Ideen zu einer Philosophie der Natur*, 1797. In: SW, Erste Abt., Zweiter Band, S. 56

³⁷ Friedrich W. J. Schelling, *Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre*, 1806. In: SW, Erste Abt., Siebenter Band, S. 52

³⁸ Friedrich W. J. Schelling, *System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere*, 1804. In: SW, Erste Abt., Sechster Band, S. 140

³⁹ Friedrich W. J. Schelling, *Weltalter*, Erstes Buch. In: SW, Erste Abt., Achter Band, S. 236

*Ungleichartigem, aber in völliger Ungeschiedenheit. Gott ist nur noch da als ein stilles Sinnen über sich selbst – ohne alle Äußerung und Offenbarung*⁴⁰.

Des Weiteren finden sich in diesen, den so genannten *Stuttgarter Privatvorlesungen* Bemerkungen, die erläutern, warum aus Indifferenz Differenz werden soll: *Gott ist ein wirkliches Wesen, das aber nichts vor oder außer sich hat. Alles, was er ist, ist er durch sich selbst; es geht von sich selbst aus, um zuletzt wieder auch rein in sich selbst zu endigen. Also mit Einem Wort: Gott macht sich selbst, und so gewiß er sich selbst macht, so gewiß ist er nicht ein gleich von Anfang Fertiges und Vorhandenes; denn sonst brauchte er sich nicht zu machen. ... Wir können nun zum voraus sagen, dass eigentlich der ganze Prozeß der Weltschöpfung... nichts anderes als der Prozeß der vollendeten Bewusstwerdung, der vollendeten Personalisierung Gottes ist.*⁴¹ Weil er eine personalisierte Bewusstwerdung anstrebt, kommt es zur *creatio ex deo*, einer Welterschaffung aus der Indifferenz seiner selbst heraus, eine Welterschaffung, die ihn selbst zur Welt werden lässt. Das All existiert nicht wie in der christlichen Theologie außerhalb von Gott und ist von ihm in einer *creatio ex nihilo* aus dem Nichts geschaffen, *sondern Gott ist ... das All selbst.*⁴² Dass die dadurch angestrebte Personalisierung Gottes als Menschwerdung geschieht und sich in jedem Menschen ereignen kann, ahnen wir schon. Dann darf der Mensch mit Schelling von sich behaupten: *das Denken ist nicht mein Denken, und das Seyn ist nicht mein Seyn, denn alles ist nur Gottes oder des Alls. ... Ist nichts außer Gott, so ist auch die Erkenntnis von Gott nur die unendliche Erkenntnis, welche Gott von sich selbst hat, in der ewigen Selbstbejahung, d.h. sie ist selbst das Seyn Gottes und in diesem Seyn.*⁴³ Der Schlusssatz der *Stuttgarter Privatvorlesungen* nennt die völlige *Menschwerdung Gottes, wo das Unendliche ganz endlich geworden ohne Nachteil seiner Unendlichkeit*, seine vollkommene Verwirklichung, der vollkommene Ausdruck, des unausdrücklich schon Enthaltene seines vorweltlichen Anfangs. *Dann ist Gott wirklich Alles in Allem, der Pantheismus wahr.*⁴⁴

⁴⁰ Friedrich W. J. Schelling, *Stuttgarter Privatvorlesungen*, 1810. In: SW, Erste Abt. Siebenter Band, S. 432

⁴¹ Ebd.

⁴² Friedrich W. J. Schelling, *System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere*, 1804. In: SW, Erste Abt., Sechster Band, S. 177

⁴³ Friedrich W. J. Schelling, *Stuttgarter Privatvorlesungen*, 1810. In: SW, Erste Abt. Siebenter Band, S. 148 f.

⁴⁴ Ebd. S. 484

III Schelling: Stabträger einer abendländischen Tradition holistischer und organismischer Naturbetrachtung

Schelling, der jüngste der „Tübinger Drei“, hat seine Stiftskollegen Hölderlin und Hegel um Jahrzehnte überlebt. Viele Universitäten und Städte im sich neu ordnenden und sein nationales Bewusstsein entdeckenden Deutschland waren Stationen seines akademischen Lebensweges, doch gestorben ist er in der Schweiz, in Bad Ragaz, bei einem Kuraufenthalt im Jahre 1854. Er hat lange und intensiv genug philosophiert, als dass sein Interesse nicht auch anderen als den im engeren Sinne naturphilosophischen Thematiken gegolten hätte, dennoch soll die Frage danach, welche Denktraditionen Schelling aufgreift, um sie mit eigenständigen philosophischen Beiträgen anzureichern und in entscheidenden Punkten weiterzuentwickeln und die Frage danach, von welchen modernen Denkansätzen er dieser Anreicherungen und Weiterentwicklungen wegen als Vordenker vereinnahmt werden darf, nur im Hinblick auf seine Naturphilosophie, wie sie in Kapitel II dargestellt wurde, beantwortet werden.

Schellings Überlegungen zur Natur als *natura naturans* führen auf die Idee eines organisierenden, die Welt zum System bildenden, Prinzips. Ein solches, so seine eigene Rückschau auf die Philosophiegeschichte in der Weltseele-Schrift von 1798, wollten vielleicht die Alten durch die Weltseele andeuten⁴⁵. Der Älteste dieser Alten ist Platon. Sein naturphilosophisch-kosmologisches Alterswerk Timaios – bis ins 12. Jh. wohl der einzig bekannte Text Platons – wartet auf mit der Vorstellung einer vernünftigen Seele, die das All organisiert und zu einem belebten Ganzen webt. Unter vielen Namen – als eine alles durchhauchende Weltvernunft, als Weltgeschick und Weltgesetz – ist diese Vorstellung auch der Stoa geläufig. Kleanthes spricht vom *Nachhall der Stimme Zeus*, einem Nachhall der alles steuern und führen kann, weil er in allem noch nachklingt. In seinem Zeushymnus heißt es: *Also lenkst du den Geist der Natur, der dem Großen und Kleinen / Eingepflanzt, sich mischt in alle Wesen und Körper. / Höchster König des Alls, ohn' den auf Erden, im Meere, / Nichts geschieht, noch am ätherischen, himmlischen Pole; / ... / Also stimmst du Alles zu Einem, das Böse zum Guten, / Dass in der weiten Natur ein ewig herrschend Gesetz sei, / Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entfliehen will...*⁴⁶

⁴⁵ Friedrich W. J. Schelling, Von der Weltseele, 1798. In: SW, Erste Abt., Zweiter Band, S. 381

⁴⁶ Zitiert nach: Hans J. Störig, Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Frankfurt a. M., 2006, S. 217



Dirk Schindelbeck

natura naturans? Klamm im Elbsandsteingebirge

wirklichkeit mit Erfahrungsgründen zu erklären, sondern die Bedingungen ihrer Möglichkeit mit Vernunftgründen zu erschließen.

Frühneuzeitlich wurde die Vorstellung einer Weltseele von Giordano Bruno wieder aufgegriffen. Ähnlich wie bei Schelling hat man auch ihm vorgehalten, mit seinen diesbezüglichen Spekulationen den naturwissenschaftlichen Methodenstand nicht erschöpfend angewandt und dadurch den Kenntnisstand der Wissenschaftsgemeinde nicht weiter vorangetrieben zu haben, und wie beim Leonberger hat, wer so argumentiert, verkannt, dass Naturphilosophie zwar in hohem Maße vom jeweiligen Stand der Naturwissenschaft abhängig ist und dass auch der Nolaner nicht hinter den einmal erreichten Wissensstand zurückfallen wollte, dass es der Naturphilosophie aber nicht darum geht, die Erfahrungs-

Schelling weiß sich Brunos Denken verbunden und erweist ihm deutlich sichtbar Referenz, indem er den Namen des abtrünnigen Dominikanermönchs mit dem Titel eines Werkes von 1802 aufgreift.⁴⁷ Dass Bruno überhaupt in das Blickfeld der deutschen Philosophie des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts gerückt ist, darf als Auswirkung des so genannten Pantheismusstreits gelten. Um Beispiel für den von ihm inkriminierten Pantheismus zu geben, hat Jacobi der zweiten Auflage seiner Schrift *Über die Lehre des Spinoza eine Probe aus Brunos Werk Über die Ursache, das Prinzip und das Eine* beigefügt und damit viel Aufmerksamkeit auf *die philosophia Nolana* gelenkt.⁴⁸

Ein universaler *Intellekt ist das innerste, wirklichste, ureigene Vermögen ... der Weltseele*, sagt Bruno in dieser, erstmals im Jahre 1584 in London erschienenen Schrift. *In sich gleich bleibend, erfüllt er das All, erleuchtet das Universum und leitet die Natur an, ihre Arten hervorzubringen, so wie es ihr zukommt. Er verhält sich zur Hervorbringung der natürlichen Dinge wie unser Intellekt zur entsprechenden*

⁴⁷ Gemeint ist: Friedrich W. J. Schelling, *Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge*, 1802. In: SW, Erste Abt., Vierter Band, ab S. 213

⁴⁸ Vgl. Friedrich H. Jacobi, *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn*. Neue vermehrte Ausgabe, 1789, Vorrede usw.

Hervorbringung der Erzeugnisse des Denkens. Bruno zitiert Vergil: *Alle die Glieder durchströmend, / Ganz mit dem Leibe vereint, so bewege der Geist die Materie. Die vernünftige Weltseele ist der ‚innere Künstler‘, weil er die Materie von innen heraus formt und gestaltet, so wie er aus dem Innern des Samens oder der Wurzel heraus den Stamm hervor- und emportreibt*⁴⁹. Bruno findet ein schönes Bild für seine zentrale These, dass die Weltseele als dessen Ursache äußerer Teil und als dessen Prinzip zugleich innerer Teil des Alls ist. *Ich denke, darin liegt nichts Unvereinbares, wenn man berücksichtigt, dass die Seele im Körper ist wie im Schiff der Steuermann: Insofern der Steuermann zusammen mit dem Schiff bewegt wird, ist er dessen Teil; insofern er aber als derjenige betrachtet wird, der das Schiff steuert und bewegt, versteht man ihn nicht als Teil, sondern als davon unterschiedenes Bewirkendes. So auch ist die Weltseele, insofern sie beseelt und gestaltet, innerer und formaler Teil des Universums; insofern sie dieses lenkt und regiert, ist sie nicht dessen Teil, und ihr Sinn erfüllt sich nicht als Prinzip, sondern als Ursache.*⁵⁰ Ein weiteres Bild folgt, um die Besonderheit der inneren Teilhabe des Weltseelenprinzips am Universum zu veranschaulichen. Anders nämlich als der Steuermann, der nur an jeweils einem Ort des Schiffes gegenwärtig sein kann, ist die Weltseele ein allgegenwärtiger Teil des Ganzen, dem sie zugehört. *Sie ist vielmehr auf geistig Weise überall ganz, wie zum Beispiel – grob gesagt – eine Stimme, von der Ihr Euch vorstellen könnt, dass sie ganz im ganzen Zimmer ist und in jedem seiner Teile, da sie doch überall ganz zu hören ist – so wie diese von mir gesprochenen Worte von jedem ganz vernommen werden, und wären es auch tausend Anwesende, und wenn meine Stimme über die ganze Welt reichen könnte, so wäre sie überall ganz.*⁵¹

Was die Organisationsleistung der Weltseele hervorbringt, das ist eine von innen heraus in Gang gehaltene Prozessganzheit. Sie ist unendlich, hat keine Peripherie und keinen Mittelpunkt. Alles in ihr ist in Bewegung. Feststehendes ist nur Schein, ohne den die Bewegung von Gestirnen nicht beobachtet und festgestellt werden könnte. *Denn angenommen, jemand, der nicht wüsste, dass das Wasser fließt, und der das Ufer nicht sieht, befände sich in der Mitte des Wassers auf einem fahrenden Schiffe, er würde keine Wahrnehmung von der Bewegung desselben haben.*⁵²

⁴⁹ Giordano Bruno, *Über die Ursache, das Prinzip und das Eine*, Stuttgart, 2007, S. 56 f.

⁵⁰ Ebd., S. 60

⁵¹ Ebd., S. 73

⁵² Giordano Bruno; *Zwiesgespräche vom unendlichen All und den Welten*, Darmstadt 1983, op. cit. 97. Zitiert nach Regine Kather, *Der Mensch: Kinder der Natur oder des Geistes?*, Würzburg, 1994, S. 63



„Giordano Bruno Säule“ im roccafé Denzlingen:
Installation von Klaus Scherzinger

Klaus Scherzinger

Brunos Universum lebt. Seine Planeten sind Organismen, *grandi animali*, die sich selbst steuern und sich in ihrer Lebensfähigkeit wechselseitig bedingen. Im *Aschermittwochsmahl*, einer Streitschrift, mit der er kaustischen Spott über die Häupter der Oxforder Alma Mater schüttete und damit für einen Eklat sorgte, die aber in wissenschaftlicher Absicht eine Verteidigung des Kopernikanismus ist, beschreibt er sie als lebendige Lebensquellen, als Leben spendende Lebenskeime. *Denn genau betrachtet, wird man erkennen, dass die Erde und all die anderen Körper, die wir Gestirne nennen, als hauptsächliche Glieder des Weltalls nicht nur Leben und Nahrung den Dingen spenden, die aus ihnen ihren Stoff nehmen und ihn wieder zurückgeben, sondern selbst ebenso oder gar in höherem Maße Leben in sich haben, durch das sie mit festem und natürlichem Willen aus einem inneren Prinzip sich auf angemessene Bahnen zu den Dingen bewegen.*⁵³

Es ist ähnlich wie bei Schelling: Im *Fließgleichgewicht* der Stoffe existieren die lebendigen Körper und Glieder des Weltalls, sie sind offene Systeme. Auch wenn Bruno diese Begrifflichkeit der theoretischen Biologie des 20. Jh. nicht kennt, der Sache nach denkt er sie: *Wenn daher auch diese Erde ewig und an sich unveränderlich sein sollte, so wird sie das doch keineswegs vermöge Konsistenz ihrer eigenen Stoffteile ... sein können, sondern lediglich durch den Austausch solcher, die sie ausscheidet, und anderer, die an deren Stelle treten, in der Weise, dass bei derselben Seele und*

⁵³ Giordano Bruno, *Das Aschermittwochsmahl*, übers. von F. Fellmann, Frankfurt/M., 1981, S. 157

*Organisation doch deren Stoff sich allmählich ändert und erneut ... Denn wir stehen in einem stetigen Strome der Veränderung, der es mit sich bringt, dass beständig neue Atome in uns einströmen und die zu andern Zeiten von uns eingenommen wieder von uns scheiden.*⁵⁴

Bruno wurde seiner Gedanken wegen zum Tode verurteilt und im Jahre 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Er führte einen Kampf gegen das zeitgenössische Naturverständnis. Das tat auch Schelling, doch brauchte der Schwabe Folgen wie im Falle Brunos nicht zu fürchten. Mit seiner Naturphilosophie vermochte er es, den emotional-ästhetischen Einsprüchen, mit denen die Künstler seiner Zeit gegen einen einseitig mechanistischen Naturzugang opponierten, eine spekulativ-philosophische Protestvariante hinzuzufügen.

Wer die schriftlich niedergelegten Bemühungen sichtet, mit denen heutige Naturforscher um die Ausformulierung einer Naturperspektive ringen, welche die Natur als eine dynamische und organisch verfasste Ganzheit zu begreifen vermag, kann die zeitlose Aktualität schellingscher Denkfiguren leicht nachprüfen.

Insbesondere in der biologischen Systemtheorie und der Ökologie tauchen sie wieder auf, etwa wenn der amerikanischen Biophysiker Harold Morowitz Schellings Gedanken des ständigen Reproduziertwerdens der Organismen fast wörtlich aufgreift: *Vom Standpunkt der modernen (Ökologie ist) jedes lebende Ding eine sich auflösende Struktur. Das heißt, es erhält sich nicht aus sich selbst heraus, sondern ist Produkt des kontinuierlichen Energieflusses in dem System. Ein Beispiel mag aufschlussreich sein. Man betrachte einen Strudel in einem Strom fließenden Wassers. Der Strudel ist eine Struktur, die aus einer sich ständig verändernden Gruppe von Wassermolekülen besteht. Er existiert nicht als Entität im klassischen Sinn; er existiert nur aufgrund des Wasserflusses im Strom. ... Von diesem Standpunkt aus ist die Realität der Individuen problematisch, weil sie nicht per se, sondern nur als lokale Strudel in diesem universellen Fluß existieren.*⁵⁵

Doch Morowitz gibt nur ein Beispiel für die Nachhaltigkeit schellingscher Philosophie, ein weiteres finden wir in Aldo Leopolds Beschreibung der Erde als eine Art

⁵⁴ Giordano Bruno; Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten, Darmstadt 1983, op. cit. 68; 98. Zitiert nach Regine Kather, *Der Mensch: Kinder der Natur oder des Geistes?*, Würzburg, 1994, S. 68

⁵⁵ Zitiert nach: J. Baird Callicott, *Die begrifflichen Grundlagen der land ethic*. In: A. Krebs (Hrsg.), *Natur-ethik*, Frankfurt a. M., 1997, S. 233

Superorganismus. Der deutschstämmige Gründervater der amerikanischen Ökologiebewegung sinniert in einer Schrift von 1923: *Es wäre doch möglich, die Teile der Erde – Boden, Berge, Flüsse, Atmosphäre, etc. – als Organe oder Teile von Organen zu betrachten; Teile eines aufeinander abgestimmten Ganzen, bei dem jedem Teil eine eindeutige Funktion zukommt. Und wenn wir dieses Ganze über einen längeren Zeitraum als ein Ganzes betrachten könnten, würden wir nicht nur die Organe mit ihren aufeinander abgestimmten Funktionen wahrnehmen, sondern möglicherweise auch jenen Prozeß von Verbrauch und Ersatz, den wir in der Biologie Stoffwechsel oder Wachstum nennen, In diesem Fall hätten wir alle sichtbaren Merkmale eines Lebewesens, das wir aber nicht als solches erkennen würden, weil es zu groß ist und seine Abläufe zu langsam sind. Dazu würde auch jenes unsichtbare Merkmal gehören – eine Seele oder ein Bewusstsein –, das ... etliche Philosophen verschiedenster Zeit allen Lebewesen zuschreiben. Darin wäre die „tote“ Erde mit eingeschlossen.*⁵⁶

Ein Lebewesen ist ein System. Seine Teile sind zur Einheit eines Wirkungsgefüges verflochten. Um ein System verstehen zu können, müssen nicht nur seine Bestandteile, sondern – wichtiger noch – die Wirkungsbeziehungen betrachtet werden, in denen diese zueinander stehen. Der systemische Blick *kehrt den ontologischen Primat des Objektes und die ontologische Unterordnung von Beziehungen, die für die klassische westliche Wissenschaft charakteristisch ist, um*⁵⁷. Was dadurch gewonnen wird, kann ein Seitenblick auf die systemische Psychotherapie verständlich machen. Verkürzt und vereinfacht wiedergegeben könnte ihre Kernthese lauten: „Sage mir, welche Positionen und Funktionen dir von den zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechten, in die du eingewoben bist, zugewiesen werden, und ich sage dir, wer du bist!“ Das Hinsehen auf die Stellung, die etwas im Gefüge eines Ganzen hat, bringt Einsichten, die dort, wo wir von dieser Stellung absehen, unentdeckt bleiben.

Der systemische Blick auf das Leben ist das wichtigste Merkmal des Organizismus (bzw. Holismus), des – nach einem Wort des Biologen Ernst Mayer – noch heute gültigen Paradigmas für die naturwissenschaftlichen Versuche der Erklärung des Lebens.⁵⁸ Der Naturwissenschaft des 20. Jh. die Bilder und Ideen gegeben zu haben, mit denen sie – zunächst noch unter vitalistischen Vorzeichen – dann aber –

⁵⁶ Zitiert nach: Ebd., S. 231

⁵⁷ Ebd., S. 229

⁵⁸ Ernst Mayr, Das ist Biologie, Heidelberg, Berlin, 2000, S. 23

den Vitalismus überwindend – als Organizismus, den einseitig physikalistischen bzw. mechanizistischen Blick auf die belebte Natur aufzubrechen vermochte, ist eine der bedeutendsten Leistungen der schellingschen Naturphilosophie. Was Schelling mit seinem naturphilosophischen Nachdenken unternommen hat, nennt Karen Gloy einen spekulativen Organizismus.⁵⁹ Seine philosophischen Spekulationen haben eine Perspektive auf die Natur entwickelt, die in der Lage ist, Zusammenhänge zu entdecken, deren Gültigkeit die naturwissenschaftliche Empirie erst heute zu belegen beginnt und die jenen Zusammenhängen, die sich dem reduktionistischen Blick zeigen, nicht widerstreiten, sondern sie ergänzen.

Als Schelling 1841 den vakant gewordenen Hegellehrstuhl übernahm, erlebte das intellektuelle Berlin noch einmal hohe Stunden idealistischer Philosophie. Zuhörer wie Bakunin, Burckhardt, Kierkegaard, von Humboldt und andere lauschten Schellings Ausführungen zur Religionsphilosophie, gingen aber mit den kommenden und den Idealismus überwindenden Denkrichtungen von Existenzialismus und historischem Materialismus schon schwanger. Auch Friedrich Engels war da. Der Sohn eines Baumwollfabrikanten und spätere Kämpfer für eine klassenlose Gesellschaft sagt über Schelling: *Er riß die Türflügel des Philosophierens weit auf, dass der frische Hauch der Natur durch die Räume des abstrakten Gedankens wehte, dass der warme Frühlingsstrahl auf den Samen der Kategorie fiel und alle schlummernden Kräfte erweckte*⁶⁰. Schellings Naturphilosophie hat die romantische Auflehnung gegen die Naturfeindlichkeit des deutschen Idealismus fichtescher und hegelscher Prägung auf den philosophischen Begriff gebracht: *Als Schellings Vermächtnis, so sagt Manfred Frank, darf das Ringen um die „Wiedererhöhung“ der gefallenen Natur, ihre Rehabilitation gegenüber den Usurpationen einer naturfeindlich-spiritualistischen Subjektphilosophie gelten*⁶¹. Es ist, als hätte Schelling sich philosophisch zu Herzen genommen, was Heine 1835 der Philosophie seiner Zeit ins Stammbuch schrieb: *„Gott“, welcher ... von den deutschen Philosophen das Absolute genannt wird,“ ist alles, was da ist“, er ist sowohl Materie wie Geist, beides ist gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, ist dabei so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist.*⁶²

⁵⁹ Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur II, Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, München 1996, S.74 f.

⁶⁰ Friedrich Engels, *Schelling und die Offenbarung, 1842*. In: MEW, Erg.-Bd., 2. Teil, Berlin 1973, S. 174

⁶¹ Manfred Frank, *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling*. In: Otfried Höffe (Hrsg.), *Klassiker der Philosophie*, München, 2008, S. 82

⁶² Heinrich Heine, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. In: *Der Salon*, Bd. II, Hamburg, 1835

Zwangsläufige Folge der schellingschen Naturerhöhung ist eine Erniedrigung oder besser eine Art Erdung des Geistes. Zum Beleg der erheblichen und unser Menschenbild betreffenden Fernwirkung dieser Erdung kann auf die aktuell geführte ethische Debatte um den moralischen Wert der nichtmenschlichen Natur verwiesen werden. Wo vordem nur Menschen moralische Würdenträger sein konnten, weil ihnen Teilhabe an einer Geistsphäre zugesprochen wurde, die der abendländisch vorherrschende Dualismus von der Natur streng getrennt hielt, muss – wo diese Natur zum Schoß wird, der das Bewusstsein noch ungeboren schon in sich trägt – dessen Würde auf die Natur übergehen. Die nichtmenschliche Natur muss mit hineingenommen werden in das moralische Universum. *Die Möglichkeit, dass wir uns als denkende Wesen ernst nehmen, ohne zuzugestehen, dass auch die Welt ernst zu nehmen ist, ist mit Schelling und denen, die in der Tradition seiner Naturphilosophie stehen, nicht mehr möglich. Sie bestünde nur, wenn wir Fremde in dieser Welt wären, sie nur kurz bewohnten. ... Wenn wir keine Fremden sind, können wir uns nur ernst nehmen, wenn wir dem Netz, dem System, dem Ganzen, dessen Teil wir sind, mit gleichem Ernst begegnen. Dieses Ganze zu verachten, zu vergiften, durch Künstliches zu ersetzen, bedeutet, uns selbst zu zerstören.*⁶³

⁶³ Stephen R. L. Clark, Gaia und die Formen des Lebens. In: A. Krebs (Hrsg.) Naturethik, Frankfurt a. M., 1997, S. 158

Dirk Schindelbeck

Mein Gusszylinder, mein Über-Ich

Ein Sammlertrauma

Die wunderlichsten Leute sind nicht immer die, die ihren Spleen vorführen wie ein Accessoire, sich selbst zur Eitelkeit, zum Gaudi für die Welt. Ein Exemplar solch stillerer Sorte ist mein Freund, ein unauffällig-netter Mensch. Der Erich steht als Angestellter seinen braven Mann und sucht Am Sonntag mit den Jungs, der resoluten Frau Nicht einmal ungern seine Schwiegermutter auf, bewältigt den Parcours aus Kuchen und Kaffee und selbst den Asbach hinterher noch mühelos. Dies ist das Regelmaß, das Erich kennt und lebt. Niemals auch führt sein Urlaub ihn nach Übersee: Komfort und Qualität Europas sind ihm lieb und eine absehbare Rückkehr ebenso. Wenn er sich informiert, so zeigt sich Erich voll als der er ist. Die Zeitung, ausgelesen, liegt bei ihresgleichen in Paketen stramm verzurrt des Morgens ausgerichtet auf dem Altpapier. Nie dachte ich, dass diesen Mann ein Furor quält aus einer andern Welt, ein horror vacui, wie ihn kein Angestellter je durchlitten haben kann.

Der Anlass war ein alter Schuhkarton. Darin fand sich, vergessen lang, ein altes Blechspielzeug, ein schmuttlig-graues Monstrum abgelebter Zeit. Zum Vorschein kam dies eines Sonntagnachmittags, der grau und regenschwer daherschlich, dass ich nur die Langeweile abzumildern, in der Not (der Erich war mit der Familie da) für seine Jungs schnell auf den Speicher stieg und damit wiederkam. Als nun der Deckel von dem staubigen Karton gelüftet ward, winkt ich den beiden generös und reichte ihnen dieses Dings. Erstaunen steht,



Federwerkgetriebenes Blechspielzeug „Straßenpost“ der Firma Lehmann (ca. 1915)

Ehemaliges Freiburger Spielzeugmuseum im Kornhaus



Entsetzen dann auf Erichs Miene. Rüde drückt er seine Söhne weg und sich vor das Objekt: „Ich hätte so was nicht bei dir vermutet,“ schmunzelt er und lacht: „Das ist nichts für die rohe Kinderhand! Ein Storchbein!“ – „Was?“ – „Von Bing. Für Spiritusbetrieb: Ein Bodenläufer, ähnlich einer Dampflokomotive, fährt auf einem Spurkranz zwar, doch nicht auf einem Gleis.“ „Erich!“ mahnt flehend seine Frau, „ich bitte dich! (Es schien, was kommen sollte, ihr jetzt sonnenklar). Er sammelt Blechspielzeug, und das recht intensiv,“ klärt sie mich auf, und Erich schiebt lakonisch nach: „Nürnberger Stil, ich schätz, um neunzehnhundertvier, zwar ziemlich abgeliebt, das Stück“, so sein Befund, „doch nicht korrupt.“ – „Wie bitte?“ – „Keine Replika. Es wurde nichts verfälscht, ersetzt. Ein feines Teil.“ – „Aha.“ – „Nur Ferrihydroxyd: der rote Rost, nicht weiter tragisch. Reparabel.“ Damit liegt er schon am Boden, windet sich um sein Objekt wie eine Schlange, welche ihre Eier schützt. „Hast Du vielleicht ein wenig Spiritus im Haus?“ tönt es herauf, „nur keine Angst, nicht zum Betrieb, zur Reinigung.“ Indes, sein Wunsch bleibt unerfüllt, vom Kaffeetisch hinunter schüttelt er nur den Kopf.

Mir scheint, hier ist der Pädagoge angefragt: „Lasst uns“, so führ ich scherzhaft-forsch ins Feld, „die Sache philosophischer betrachten: Schau, die Tugend der Besonnenheit, sagt Plato... Doch indem ich dies nur sage, kommt's mir albern vor. Wie meinte doch der andere Erich, Erich Fromm: Sein oder Haben, das ist die Frage. Und je mehr, je mehr das Haben sich zum Sein verdickt wie hier. Der Mensch noch immer Sammler, homo collectans? Gleichet er dem Hamster, Geier, dem verschlaggenem Fuchs? O Erich-Menschenbild, was tust du mir? Da liegt der alte Wolf in seinem Fernsehsessel, spielt gelangweilt an der Fernbedienung. Doch ich seh

das teuflische Gemisch aus Ordnungswut und Gier in seinen Augen jetzt. Und schau, schon springt er auf, verlässt mit einem Schlage Arbeit, Haus und Kind, durchkämmt Bazare, Börsen auf der ganzen Welt, nichts ist mehr vor ihm sicher, der ein Pilger scheint, in Wahrheit aber ein Erobrungskrieger ist, in seinem halt- und ruhelosen Trieb nach Blech: Daheim trifft Päckchen bald auf Päckchen ein, es schiebt Die Restfamilie Wache, sichert, registriert, füllt die Regale auf, versiegelt Räume. Abgeschirmt von aller Welt akkumuliert sich so sein Reich. In solchen Schreckensphantasien lief der Tag mir hin, als Erich blieb vom Storchbein absorbiert.

Er selbst hat über seinen Auftritt nachgedacht (vermutlich), denn er lud mich ein zum Männertee: er führt mich durch den Flur ins Schlafgemach, wo sich der Kleiderschrank elektrisch öffnet. Jesus, nein! Vitrinen voll mit schönem altem Blechspielzeug Auf schwarzen Samt drapiert! Und wie das glänzt und blinkt! Verschüchtert steh ich vor der Pracht: Dies also ist, halb Wallfahrtskirche und halb Gruselkabinett, des Erichs Innenwelt. Er registriert den Blick: „Ingrid verbietet mir, das auszustellen. Recht hat sie. Verflixt noch mal, da hat sie recht.“ Er lacht und ringt nach Luft – und dreht an Knöpfen. Tür um Tür der Kleiderschrankwand öffnet sich von Zauberhand und präsentiert sein ganzes Blech-Panoptikum. „Da möchtest Du wohl gern mal fassen? Ist nicht, Freund, solange die Zugreifsperrre wirkt. Im Sinne der Objekt-Erhaltung regelt mein rotierendes System die Stückentnahme: jeden Tag ein andres Teil, ganz rigoros.“ Er schmunzelt: „Doch wir haben Glück, denn freigegeben ist heut Nummer Eins!“ Er holt aus der Vitrine eine herzige Blechfigur.

„Auf einem Flohmarkt fünfundsiebzig in Berlin erstand ich diesen Wackel-Peter. Jahrelang



Vitrine mit verschiedenen Blechspielzeugen

Ehemaliges Freiburger Spielzeugmuseum im Kornhaus

stand er auf meinem Bücherbrett nur so als Zier, bis mir ein Freund davon erzählte: ein Produkt von Lehmann, Brandenburg, um neunzehnhundertzehn. Das war der Urgrund, war der Keim. Schnell kam dann Stück um Stück hinzu, je mehr es Sammlung wurde, wuchs natürlich auch das Platzproblem. Wohin mit all dem Kleiderwust von vier Personen? Gott sei Dank ist unser Keller trocken, wenn auch ziemlich kühl.“ Da greint er wie ein Schlitzohr und führt lächelnd aus: „Die Schrankwand umzurüsten, das war ein Projekt! Geeignete Vitrinen, Brandschutz, Sicherheit, Beleuchtungsfragen und so fort. Den Ausschlag gab, dass hier das Klima wesentlich konstanter ist als in den andern Räumen dieser Wohnung. Klar, die Unterbringung ist ein Dauer-Kompromiss aus angemessener Lagerung des Sammelguts und dem Bedürfnis, es zu präsentieren. Doch im engen Rahmen meiner Möglichkeiten stellt dies gleichwohl die mit Abstand beste Lösung dar.“

Die Perfektion, wie presst sie mir Bewunderung ab Gleich der Beziehung, die sie schafft und konserviert! Wie oft mag Erich nachts, wenn andre Baldrian Und Schlaftabletten nötig haben, sich vom Bett Erheben: ein vertrauter Gang zu seinem Schatz. Nur leise stöhnt, die dieses Ritual wohl kennt, dann seine Ehefrau im Schlaf und dreht sich um. Er aber spiegelt stumm sich im Vitrinenglas, grüßt seine Lieben, füllt sich an mit Lebensmut und Zuversicht und schlummert froh und friedlich ein.

„Ist dieses Material denn nicht phantastisch, sag? Prä-Plast-Epoche sozusagen. Wieviel Charme vergangner Zeiten ist drin aufbewahrt? Zu Blech die Welt zurechtgebogen, dann bedruckt, lackiert! Wie oft steh ich davor, bestaune stundenlang den Blechfisch hier: Wie ungelenk und primitiv



Ehemaliges Freiburger-Spielzeugmuseum im Kornhaus

Blechspielzeug „Wackelpeter“ der Firma Lehmann (um 1910) mit Federuhrwerk: Durch eine Exenterscheibe wackelt der Fahrer während der Fahrt

das eiert, quietscht und sein Spektakel macht. Es drängt mich dann wohl auch, dies andern mitzuteilen, doch – (mir scheint, dass die Gedanken ihm jetzt seitwärts ziehn) Ingrid zu überzeugen war mein Meisterstück“, gesteht er mir salopp. (Ich sehe wohl das Kreuz ihm an). „Und ist es noch...“ ergänzt er (wusst ich’s doch): „Du weißt ja selber wie das ist. Am Ende siegt das rohste Argument, der Wertbesitz. Nun denn: Im Keller steht seitdem der echte Kleiderschrank. Dafür spiel ich auf Lebenszeit auch den Kurier und hol, was immer man zum Anzieh’n braucht, herauf. Wenn mich die Ingrid früher ärgern wollte (mal war dies, mal das nicht richtig), schickte sie mich schon auch fünf- und sechsmal in den Keller runter. Doch seitdem ich im PC nicht nur die Blech-Artikel verwalte, sondern jetzt auch den Gesamtbestand an Kleidungsstücken überblicke, ist das längst kein Thema mehr. Am Bildschirm wählt sie sich ihr Kleid, die Strümpfe, Unterwäsche, was sie anzieht, aus: Ich lass mir ihren Kleidungswunsch bestätigen und liefere in drei Minuten – garantiert.“

Jetzt dreht er an den Schaltern – und verführerisch taucht erst in rotes, dann in violette Licht die pralle Hülle einer Montgolfiere ein, da funkelt eines roten Porsches Blechkleid auf, ein Zeppelin trifft sanft aus seinem Schatten, jetzt fällt auf die Hakenkreuze seines Leitwerks Licht. „Er war der letzte seiner Art, der Zeppelin von neununddreißig, schwere Tippco-Qualität. Schau das mal an, das große Dollsche Riesenrad, das Flugzeug hier von Günthermann, der Lehmann-Bus (ich darf nicht sagen, was mich der gekostet hat, es ist ja nicht einmal das Geld, die Mühen sind’s), das ist schon was, ein solcher Doppelstöcker, nicht? Und dennoch geben mir die Sahne-Stücke letztlich nie den Kick. Hier schau, die Biller-Bahn, ein Loren-Zug



Federgetriebenes Blechspielzeug „Weinende Braut“ (um 1910). Diese schwenkt während der Fahrt ihr Taschentuch hin und her

Ehemaliges Freiburger Spielzeugmuseum im Kornhaus



Blechspielzeug Porsche der Firma Distler (50er Jahre)



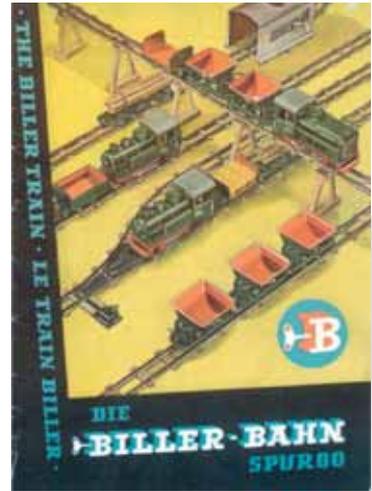
Blechtschiff „Baden“ (um 1910)

Ehemaliges Freiburger Spielzeugmuseum im Kornhaus

von zweiundfünfzig, das ist Nachkriegszeit ganz pur. Wie billig war das damals, bringt heut so viel Flair – enttrümmen war ja auch mein Lieblingsspiel...“ Er seufzt: „Und doch bin ich als Sammler nur ein Zwerg. Dies muss man immer wieder sagen. Laien sehn und meist auch Frauen hier die Dimensionen nicht. Allein in Eisenbahnen bin ich nicht so schlecht sortiert, dafür in Schwimmobjekten äußerst schwach. Mein Traum“, gesteht er, „wär ein großes Blechtschiff noch.“ Ich nick und steh mit ihm andächtig vor dem Arrangement.

„Hast du denn nichts gehört? Dies feine Knacken? Nichts?“ Ich schüttle nur den Kopf. Er lauscht. Da draußen streunt vielleicht ein Hund, ein Vogel knistert im Gebüsch. „Mit allerfeinsten Rissen fängt es an, dann biegt das Blech sich langsam auf und platzt, und der Zerfall des Stücks beginnt – ein Häufchen grauer Asche bleibt am Ende davon übrig. Zinkpest ist wie Aids, heimtückisch rafft sie ganze Sammlungen hinweg. Kein Mittel gibt's bislang, die Wissenschaft weiß nichts.“ Der Aufschrei sitzt. Nervös und völlig umgedreht zieht er die Nachttischlade auf, da liegen sie: Zahnkränze, Druckzylinder, jämmerlich zerstört. „Es steckt im Guss! Es steckt im Guss!“ so murmelt er, läuft an der Schrankwand hin, horcht hier und dort: „Ich muss das infizierte Stück in Quarantäne nehmen.“ Doch er findet nichts; mit Mühe lässt er sich besänftigen, wengleich er ständig aufhorcht und verstört bekennt: „Im Grunde sammle ich ja gar kein Blechspielzeug, ich sammle Zeit, ich schaue Zeit durchs Blech mir an.“

Die kühne Selbsterkenntnis hat mich tief berührt; sie spielt in meinen Träumen ihren Part, wenn Erichs Stimme an mein Ohr vernehmlich dringt: „Wer aus dem Abgrund aller Unvollständigkeit bleibt eingeschworen auf sein Ziel, nur der Idee der Sammlung treu, doch ewig strebend im Bemühn, bis dass er ihr dereinst das letzte Stück erjagt und einverleibt, an diesem Tage, wenn in lauter Glück er steht vor seinem Werk und ruft: Komplet! - - “ ... als ob im Hintergrund das Morgenrot des jüngsten Tags zugleich heraufzieht, Endzeit ist mit großem Coming-Out, mit Showdown der Substanz (und integriertem Kassensturz, versteht sich doch), und – schau – aus aller Herren Länder angereist schon die Fraktion der Sammler anhebt: So ein Tag..., die es, aus dumpfen Kellern an das Tageslicht hervorzukehren trieb, was bislang vor der Welt versteckt lag, sie, die Hüter des verkannten Seins, formiert und aufgereiht vor ihren Truhen stehn, die Deckel fortzureißen (jeder sich noch schnell ins Bild zu rücken strebt, als Glanzstück, Schlusspunkt, Sinn des eignen, unvergänglich edlen Werks) und nun die Schachteln sich eröffnen, in dem Augenblick, wenn dann, o Schreck, das Sammelgut zerfallen ist, als graues Häufchen Pulver nur zum Vorschein kommt, nach riesigem Lamento Fassung wiederkehrt, sind sie die wahrhaft Auferstandenen vom Wahn, und, nun im Wissen, endlich frei zu sein, macht sich homerisch-himmliches Gelächter breit und füllt den Himmel aus, es lacht der Dilettant, es lacht der Auktionator, lacht die Ehefrau, es lacht der allergrößte Sammler vor dem Herrn über den Staub der Welt, den Haufen altes Blech.



Blechspielzeug Biller-Kleinbahn (50er Jahre).

Ehemaliges Freiburger Spielzeugmuseum im Kornhaus



Federgetriebenes Blechspielzeug „Tut-tut“ (um 1910)

Blechspielzeug

Altes Blechspielzeug gehört seit Jahrzehnten zu den exquisitesten Sammelgebieten überhaupt. Schon 1983 registrierte *Der Spiegel* einen Boom auf diesem Sektor, als eine »für Laien eher unansehnliche Blechlok« vom Typ E 700 aus dem Jahre 1937 einen Auktionserlös von 150.000 DM erzielte. Noch größeres Aufsehen erregte die Versteigerung der berühmten Coluzzi-Blechspielzeugsammlung im Jahr 1989.

In der süddeutschen Spielzeugindustrie bildete sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben dem massiv-soliden »Württembergischer Stil«, vor allem durch die Firmen Lutz und Märklin (gegründet 1857) repräsentiert, der »Nürnberger Stil« heraus, der sich durch größere Verspieltheit bei oft etwas leichter Bauweise charakterisieren lässt. Spiritusbetriebene Lokomobile und Einfachlokomotiven, sogenannte »Storchbeine«, verdankten ihren Namen ihrem hochbeinigen Fahrwerk mit großen Antriebs- und davor angeordnetem kleinen Stützrad.

Die Firma Bing wurde durch die Brüder Adolf und Ignaz Bing als »Großhandelsunternehmen für Haushaltswaren und Spielzeug« 1866 in Nürnberg gegründet. 1879 stieg man auch in die Spielzeugproduktion ein. 1885 wurden bereits 500 Arbeiter beschäftigt, zehn Jahre später erfolgte die Umwandlung in eine AG. Jahre stürmischer Expansion setzten sich vorm Ersten Weltkrieg mit dem Aufbau von Zweigbetrieben und Verkaufsbüros im ganzen Deutschen Reich fort. Zu dieser Zeit waren bei Bing über 4000 Mitarbeiter beschäftigt, man nannte sich »die größte Spielwarenfabrik der Welt«. Die Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre traf die Spielzeugproduktion bei Bing besonders hart. Die damit ausgelasteten Betriebsbereiche wurden an andere Hersteller veräußert, die Produktion 1932 endgültig eingestellt.

Den vielleicht größten Charme im Sektor der mechanischen Figuren besaßen die Stücke der Firma Lehmann aus Brandenburg an der Havel. Ernst Paul Lehmann, der Patente zur Blechdosenherstellung besaß, begann 1881 zusammen mit dem Nürnberger Jean Eichner Blechspielzeug mit Schwungradantrieben zu fertigen. Als Mitte der dreißiger Jahre Lehmanns Vetter Johannes Richter die Firma der Gründer, die nun hauptsächlich Kleinspielzeug produzierte, übernahm,

wurden bereits 800 Mitarbeiter beschäftigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg, folgender Produktionsumstellung auf eine russische Rechenmaschine, Enteignung und schließlich Umwandlung in einen VEB floh Lehmann 1950 in den Westen und gründete mit seinen Söhnen ein neues Unternehmen, das noch heute als Hersteller der LGB-Bahn (Lehmann-Groß-Bahn) bekannt ist.

Der Name des Spielwarenherstellers Tipp & Co, kurz Tippco, 1912 in Nürnberg gegründet, ging auf die Mitbegründerin Tipp zurück. Nachdem der jüdische Teilhaber Ullmann 1933 nach England emigriert war, stand Tippco in den dreißiger Jahren bald für ein breites Angebot von militärischem Blechspielzeug wie etwa den mit kleinen abwerfbaren Bomben bestückten Hochdecker »Olaf« oder die beliebten Fahrspiele »Reichsautobahn«. Die Katastrophe des D-LZ 127 Graf Zeppelin beim Landeanflug in Lakehurst/ USA im Jahre 1937 bedeutete auch in der Spielzeugproduktion das Ende der großen Blechzeppeline. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte Ullmann nach Nürnberg zurück und erreichte mit VW-Kübelwagen und Blech-Verkehrsflugzeugen einige Markterfolge.

Die Biller-Bahn, von der Firma Hans Biller in Nürnberg zwischen 1949 und 1971 produziert, war eine reine Sandkasten-Spielbahn mit Uhrwerks- und später Batterie-Betrieb »für den Knaben«.

Große Blechschiffe sind überaus seltene und entsprechend teure Sammelobjekte. Dass ihre große Produktionszeit schon Mitte der dreißiger Jahre vorüber war, ist dabei nur ein Grund. Warum sich so wenige dieser stolzen Objekte erhalten haben – das Modell des Schnelldampfers »Kronprinzessin Cäcilie«, hergestellt von der Nürnberger Firma Fleischmann um 1907, maß immerhin 216 cm! – mag sicherlich auch, wie der Blechspielzeug-Spezialist Botho Wagner mutmaßt, zum nicht geringen Teil daran gelegen haben, daß solche Schiffe, sobald sie in einen Teich gesetzt wurden, den Neid der anderen Jungen provozierten und nicht selten durch deren Steinwürfe schlicht versenkt wurden.

Als »abgeliebt« werden in der Sammlerszene bespielte Objekte mit deutlichen »Nutzungskennzeichen« bezeichnet. Besonders die Partei der »Puristen« bevorzugt solche Stücke, wohingegen diejenige der »Pedanten« bestrebt ist, altes Blechspielzeug in möglichst neuwertigen Zustand zurückzuführen. Der rote

Rost, Ferrihydroxyd, entsteht durch die Einwirkung von Sauerstoff und Feuchtigkeit auf eine Eisenoberfläche. Da es sich beim Blechspielzeug meist um gewalztes Weißblech («tin plate») handelt, stellt er das verbreitetste Alterungsmerkmal dar. Die sogenannte Zinkpest (es gibt auch eine Zinnpest mit allerdings anderen Ursachen), die »Geißel aller Sammler« (Botho Wagner) befällt aus Metalldruckguss (Zinkdruckguss) hergestellte massive Teile wie Fahrgestelle oder Lokomotivräder. Bis heute liegt ihre Entstehung im unklaren. Vermutet werden sowohl »unreine Gussmischungen«, aber auch unsachgemäße Lagerung der Objekte auf abwechselnd glühend heißen, dann wieder frostkalten Dachböden.

Ventile

Jeder von uns kennt die liebenswerten Geschichten von Don Camillo und Peppone. In einer der frühesten Episoden über die beiden Dorfrivalen kommt der aufbrausende kommunistische Bürgermeister zu dem nicht weniger unbeherrschten Priester, um zu beichten. Don Camillo spürt instinktiv die Möglichkeit, sich an dem alten Widersacher zu rächen. Er hält Zwiesprache mit Jesus: „In Ordnung“, flüsterte Don Camillo, indem er die Hände faltete und zu Jesus hinauf schaute: „Die Hände sind zum Segnen da, nicht aber die Füße!“ – „Auch das ist wahr“, sagte Jesus vom Hochaltar, „aber ich bitte dich, Don Camillo: nur einen!“

Nach dieser Szene tritt der Priester kräftig zu. Don Camillo und überraschenderweise auch Peppone sind erleichtert – der Eine, weil er sich Luft machen konnte, der Andere, weil er genau das erwartet hatte und wusste: Diesen kleinen Schmerz hatte er sich verdient. Am Ende des Kapitels formuliert der Autor Giovanni Guareschi sogar: „Jesus sagte nichts. Man sah Ihm aber an, dass auch Er zufrieden war.“

Ich bin sicher, dass es Guareschi ganz ernst meinte, als er seinem Jesus einen solchen Gedanken unterstellte. Wieso aber sollte Jesus damit zufrieden sein, dass einem ans Schienbein getreten wird?

Ist das nicht genau das Gegenteil dessen, was Jesus predigte?

Das Zweite Testament kennt viele Stellen, in denen uns Jesus als Meister der Menschenkenntnis begegnet. Er weiß um die Schwächen der Menschen genauso gut wie um ihre Fähigkeit, sich verändern zu können – wenn sie nur wollen. Er weiß auch, dass wir manchmal ein Ventil brauchen, um unseren Ärger loszuwerden. Mit diesem Wissen wird die menschliche Vergeltungssucht in keiner Weise gerechtfertigt, wohl aber immerhin relativiert: Um wie viel gefährlicher kann es doch sein, Ärger, erlittenes Unrecht oder Enttäuschung immer nur in sich hineinzufressen. Es geht also nicht um ein Plädoyer für die Unkultur der Rache, sondern um einen Appell, nicht einfach Altruismus um seiner selbst willen zu zelebrieren. Das Recht auf seelische Gesundheit ist unteilbar; es gilt für jede und jeden.



Szene aus einem Don-Camillo-und Peppone-Film: Don Camillo hält Zwiesprache mit Jesus

Internet

Die philosophische Ethik entwickelt bei der konkretisierenden Ausgestaltung von Dilemmasituationen kasuistische Übungen, die häufig genug im verunsichernden Nichts letztlich unlösbarer Fallbeispiele enden. Nicht selten kann das dazu führen, dass reiner Utilitarismus die Oberhand gewinnt vor praktikablen und dem Recht beider Seiten dienlichen Lösungsansätzen.

Unser Schulalltag ist nicht ganz gefeit vor scheinbar ausweglosen Sackgassen pädagogischer Dilemmata. Eine „gefühlte“ oder tatsächliche Mehrheitsmeinung kann zu Verletzungen bei dem führen, der als Sündenbock ausgeguckt ist. Umgekehrt kann rasch das Bemühen um einen Einzelnen gelegentlich zu schmerzhaften Tritten an die Schienbeine der Mehrheit führen.

Obwohl wir keine Ausbildung als Friedensrichter, Kriminalbeamter oder Familientherapeut haben, werden von uns Lehrerinnen und Lehrer immer häufiger adäquate berufliche Qualifikationen erwartet. Versuchen wir aber, damit verknüpften Erwartungen gerecht zu werden, sehen wir uns anschließend nicht selten konfrontiert mit Vorwürfen, wir hätten unsere Zuständigkeit überzogen. Auch das darf man getrost als ein Dilemma bezeichnen.



Typische Szene aus Don Camillo und Peppone

Was bleibt, ist das redliche Bemühen um Gerechtigkeit unter Beachtung der einschlägigen schulgesetzlichen Regelungen einerseits, das konsequente Handeln aus der Überzeugung des christlichen Menschenbildes heraus andererseits. Das heißt, dass ein Fehltritt keine überzogenen Folgen haben darf, zugleich aber die Erwartung besteht, es mögen keine weiteren Tritte folgen.

Einsicht ins eigene Fehlverhalten muss münden in eine altersgemäße Bereitschaft zu nachhaltiger Veränderung. Hier sind Schule und Elternhaus als Erziehungsgemeinschaft mit gleichen Überzeugungen und Zielen gefragt.

In der italienischen Erzählung benutzt der Haudegen Don Camillo den Fußtritt als Ventil, seinen aufgestauten Ärger loszuwerden. Auch Peppone war bei der Suche nach einem Ausweg erfolgreich: Für ihn wurde die reuige Suche nach Vergebung zum Ventil. Augenzwinkernd lässt sich das als Konfliktlösung verstehen, zumal sie der menschlichen Beziehung der Kontrahenten mehr hilft als schadet. Nicht vorstellbar bleibt indessen, Don Camillo träte wöchentlich im Beichtstuhl wahllos um sich oder Peppone wolle, schon die nächsten Provokationen planend, jede Beichtgelegenheit folgenfrei zur Absolution nutzen.

Ulrich Amann

Benedikt XVI.

Gebetsvigil

Ansprache an die Jugendlichen in Freiburg am 24. September 2011



Konradsblatt

Liebe junge Freunde!

Ich habe mich den ganzen Tag auf diesen Abend gefreut, hier mit euch zusammenzusein und Gemeinschaft im Gebet mit euch zu haben. Einige von euch werden schon beim Weltjugendtag dageigewesen sein, wo wir die besondere Atmosphäre der Ruhe, der tiefen Gemeinschaft und der inneren Freude erleben durften, die über einer abendlichen Gebetsvigil liegt. Diese Erfahrung wünsche ich uns allen auch für diesen Moment: daß der Herr uns anrührt und zu frohen Zeugen macht, die miteinander beten und füreinander eintreten, nicht nur heute abend, sondern unser ganzes Leben.

In allen Kirchen, in den Domen und Klöstern, überall wo sich die Gläubigen zur Feier der Osternacht versammeln, wird die heiligste aller Nächte mit dem Entzünden der Osterkerze eröffnet, deren Licht dann an alle Anwesenden weitergereicht wird. Eine winzige Flamme verbreitet sich im Kreis vieler Lichter und erhellt das dunkle Gotteshaus. In diesem wunderbaren liturgischen Ritus, den wir in dieser Gebetsvigil nachgeahmt haben, offenbart sich uns in Zeichen, die mehr sagen als Worte, das Geheimnis unseres christlichen Glaubens. Er, Christus, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt“ (*Joh 8,12*), bringt unser Leben zum Leuchten, damit wahr wird, was wir soeben im Evangelium gehört haben: „Ihr seid das Licht der Welt“ (*Mt 5,14*). Es sind nicht unsere menschlichen Anstrengungen oder der technische Fortschritt unserer Zeit, die Licht in diese Welt bringen. Immer wieder erleben wir es ja, daß unser Mühen um eine bessere und gerechtere Ordnung an seine Grenzen stößt. Das Leiden der Unschuldigen und letztlich der Tod eines jeden Menschen sind ein undurchdringliches Dunkel, das vielleicht von neuen Erfahrungen her für einen Moment, wie durch einen Blitz in der Nacht, erhellt werden mag. Am Ende bleibt aber doch eine beängstigende Finsternis.

Es mag um uns herum dunkel und finster sein, und doch schauen wir ein Licht: eine kleine, winzige Flamme, die stärker ist als die so mächtig und unüberwindbar scheinende Dunkelheit. Christus, der von den Toten erstanden ist, leuchtet in dieser Welt und gerade dort am hellsten, wo nach menschlichem Ermessen alles düster und hoffnungslos ist. Er hat den Tod besiegt – Er lebt – und der Glaube an ihn durchbricht wie ein kleines Licht all das, was finster und bedrohlich ist. Wer an Jesus glaubt, hat sicherlich nicht immer Sonnenschein im Leben, so als ob ihm Leiden und

Schwierigkeiten erspart bleiben könnten, aber es gibt da immer einen hellen Schein, der ihm einen Weg zeigt, den Weg, der zum Leben in Fülle führt (vgl. *Joh 10,10*). Wer an Christus glaubt, dessen Augen sehen auch in der dunkelsten Nacht ein Licht und sehen schon das Leuchten eines neuen Tages.

Das Licht bleibt nicht allein. Rings herum flammen weitere Lichter auf. In ihrem Schein erhält der Raum Konturen, so daß man sich orientieren kann. Wir leben nicht allein auf der Welt. Gerade in den wichtigen Dingen des Lebens sind wir auf Mitmenschen angewiesen. So stehen wir besonders im Glauben nicht allein, wir sind Glieder der großen Kette der Gläubigen. Niemand kann glauben, wenn er nicht durch den Glauben der anderen gestützt wird, und durch meinen Glauben trage ich wiederum dazu bei, die anderen in ihrem Glauben zu stärken. Wir helfen uns, einander Vorbilder zu sein, lassen die anderen am Unsrigen teilhaben, unseren Gedanken, unseren Taten, unserer Zuneigung. Und wir helfen einander, uns zurechtzufinden, unseres Standpunkts in der Gesellschaft gewahr zu werden.

Liebe Freunde, „Ich bin das Licht der Welt – Ihr seid das Licht der Welt“, sagt der Herr. Es ist geheimnisvoll und großartig, daß Jesus von sich selbst und von jedem von uns das gleiche sagt, nämlich „Licht zu sein“. Wenn wir glauben, daß Er der Sohn Gottes ist, der Kranke geheilt und Tote erweckt hat, ja selbst aus dem Grabe erstanden ist und wirklich lebt, so verstehen wir, daß er das Licht, die Quelle aller Lichter dieser Welt ist. Wir dagegen erleben doch immer wieder das Scheitern unserer Bemühungen und das persönliche Versagen trotz unserer guten Absichten. Die Welt, in der wir leben, wird trotz des technischen Fortschritts scheinbar letztlich nicht besser. Noch immer gibt es Krieg und Terror, Hunger und Krankheit, bittere Armut und erbarmungslose Unterdrückung. Und auch die, die sich in der Geschichte als „Lichtbringer“ verstanden haben, ohne aber von Christus, dem einzigen, wahren Licht, entzündet zu sein, haben kein irdisches Paradies geschaffen, sondern Diktaturen und totalitäre Systeme errichtet, in denen selbst der kleinste Funke wahrer Menschlichkeit erstickt wurde.

An diesem Punkt dürfen wir nicht darüber schweigen, daß es das Böse gibt. Wir sehen es an so vielen Orten in dieser Welt; wir sehen es aber auch – und das erschreckt uns – in unserem eigenen Leben. Ja, in unserem eigenen Herzen gibt es die Neigung zum Bösen, den Egoismus, den Neid, die Aggression. Mit einer gewissen Selbstdisziplin läßt sich das vielleicht einigermaßen kontrollieren. Schwieriger wird es aber mit einem eher verborgenen Schlechtsein, das sich wie ein dumpfer

Nebel auf uns legen kann, und das ist die Trägheit, die Schwerfälligkeit, das Gute zu wollen und zu tun. Immer wieder in der Geschichte haben aufmerksame Zeitgenossen darauf hingewiesen: Der Schaden der Kirche kommt nicht von ihren Gegnern, sondern von den lauen Christen. Aber wie kann Christus dann sagen, die Christen und damit wohl auch diese schwachen Christen seien das Licht der Welt? Vielleicht verstünden wir, wenn er uns zuriefe: Bekehrt euch! Seid das Licht der Welt! Ändert euer Leben, macht es hell und strahlend! Müssen wir nicht staunen, daß der Herr keinen Appell an uns richtet, sondern sagt: Wir sind das Licht der Welt, wir leuchten, wir strahlen im Dunkel?

Liebe Freunde, der heilige Apostel Paulus scheut sich nicht, in vielen seiner Briefe seine Zeitgenossen, die Mitglieder der Ortsgemeinden, „Heilige“ zu nennen. Hier wird deutlich, daß jeder Getaufte – noch ehe er gute Werke tun kann – geheiligt ist von Gott. In der Taufe entzündet der Herr gleichsam ein Licht in unserem Leben, das der Katechismus die heiligmachende Gnade nennt. Wer dieses Licht bewahrt, wer in der Gnade lebt, der ist heilig.

Liebe Freunde, immer wieder ist das Bild der Heiligen karikiert und verzerrt worden, so als ob heilig zu sein bedeute, weltfremd, naiv und freudlos zu sein. Nicht selten meint man, ein Heiliger sei nur der, der asketische und moralische Höchstleistungen vollbringe und den man daher wohl verehren, aber im eigenen Leben doch nie nachahmen könne. Wie falsch und entmutigend ist diese Meinung! Es gibt keinen Heiligen, mit Ausnahme der seligen Jungfrau Maria, der nicht auch die Sünde gekannt und niemals gefallen wäre. Liebe Freunde, Christus achtet nicht so sehr darauf, wie oft wir im Leben straucheln, sondern wie oft wir mit seiner Hilfe wieder aufstehen. Er fordert keine Glanzleistungen, sondern möchte, daß Sein Licht in euch scheint. Er ruft euch nicht, weil ihr gut und vollkommen seid, sondern weil Er gut ist und euch zu seinen Freunden machen will. Ja, ihr seid das Licht der Welt, weil Jesus euer Licht ist. Ihr seid Christen – nicht weil ihr Besonderes und Herausragendes tut, sondern weil Er, Christus, euer, unser Leben ist. Ihr seid heilig, wir sind heilig, wenn wir seine Gnade in uns wirken lassen.

Liebe Freunde, an diesem Abend, an dem wir uns im Gebet um den einen Herrn versammeln, ahnen wir die Wahrheit des Wortes Christi, daß die Stadt auf dem Berg nicht verborgen bleiben kann. Diese Versammlung leuchtet im mehrfachen Sinn des Wortes – im Schein unzähliger Lichter, im Glanz so vieler junger Menschen, die an Christus glauben. Eine Kerze kann nur dann Licht spenden, wenn sie sich von der

Flamme verzehren läßt. Sie bliebe nutzlos, würde ihr Wachs nicht das Feuer nähren. Laßt es zu, daß Christus in euch brennt, auch wenn das manchmal Opfer und Verzicht bedeuten kann.

Fürchtet nicht, ihr könntet etwas verlieren und sozusagen am Ende leer ausgehen. Habt den Mut, eure Talente und Begabungen für Gottes Reich einzusetzen und euch hinzugeben – wie das Wachs einer Kerze – damit der Herr durch euch das Dunkel hell macht. Wagt es, glühende Heilige zu sein, in deren Augen und Herzen die Liebe Christi strahlt und die so der Welt Licht bringen. Ich vertraue darauf, daß ihr und viele andere junge Menschen hier in Deutschland Leuchten der Hoffnung seid, die nicht verborgen bleiben. „Ihr seid das Licht der Welt.“ Wo Gott ist, da ist Zukunft! Amen.



Begleitheft mit Texten und Liedern zur Vigilfeier

Besuch der Vigilfeier am 24. September 2011

Die ältesten Ministranten unserer Gemeinde hatten einen gemeinsamen „Papstbesuch“ geplant. Alle Ministranten aus den umliegenden Gemeinden, die zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre oder älter waren, konnten sich uns anschließen, um mit 20.000 anderen Jugendlichen an der Vigilfeier teilzunehmen. In einer Gruppe von 20 Ministranten/Ministrantinnen sind wir an diesem Samstag zum Messegelände gefahren. Mit der Absicht, einen Platz möglichst nah am Papst zu bekommen, sind wir schon 3-4 Stunden früher losgefahren.

Als wir schließlich bei der Rothausarena angekommen waren, wurden zuerst unsere Taschen auf Waffen kontrolliert und anschließend wurde uns eine sogenannte „Pilgertüte“ ausgehändigt. Darin befanden sich unter anderem ein Liedheft, eine Fahne mit der Flagge des Vatikans, ein Regencap, eine Kerze, ein Spendenaufruf, ein Schlüsselband und farbige „Klatschstäbe“, wie manche sie vielleicht von einem Fußballspiel kennen.

Wir fanden einen Platz nur 40 Meter von der Bühne entfernt, von der aus der Papst die Vigilfeier abhielt. Außer Gläubigen aus der näheren Umgebung bemerkten wir noch Pilger aus der Schweiz und sogar aus Italien. Die Tatsache, dass manche Gläubige so weit gereist waren, um einen Gottesdienst mit Anwesenheit des Papstes zu feiern, beeindruckte uns sehr. Bis der Papst um 19 Uhr eintreffen sollte, wurde die Menge zum Teil von Radiomoderatoren und anderen Entertainern unterhalten. So vergingen die verbleibenden 2-3 Stunden wie im Flug. Als er dann endlich eintraf, wurde sehr laut gejubelt. Wir konnten den Heiligen Vater nur zehn Meter von uns entfernt in seinem Papamobil vorbeifahren sehen.

Die Messe als solches war sehr aufwändig gestaltet. Viele Jugendliche aus verschiedenen Vereinen, wie beispielsweise den Pfadfindern oder den Ministranten, unterstützten den Gottesdienst, in dem sie etwas über die Geschichte oder den Patron



Papst Benedikt XVI. bei der Anfahrt zur Jugendvigil am 24. September auf dem Messegelände in Freiburg



Reger Betrieb auf dem Podium vor der Ansprache des Papstes...

des besagten Vereins erzählten. Zur bildlichen Untermalung der Reden wurden farbige Plakate mit bedeutenden Personen des jeweiligen Vereins für alle sichtbar an der Überdachung der Bühne ausgerollt. Der Papst selbst hielt seine Predigt über das Motto des Gottesdienstes: Wo Gott ist da ist Zukunft.

Jedoch war es angesichts der großen Masse an Jugendlichen schwer sich einzig und allein auf die Worte des Papstes zu konzentrieren. Hinzu kam die Beunruhigung durch die deutlich sichtbaren Scharfschützen auf dem Dach der Rothausarena und die beachtliche Anzahl an Polizisten, die während des gesamten Gottesdienstes um das Messgelände herum patroullierten. Musikalisch begleitet wurde die Messe von einer Band, die den Gottesdienst noch stimmungsvoller machte.

Als es gegen Ende der Vigilfeier anfang zu dämmern, wurden die vordersten Kerzen der Jugendlichen angezündet. Das Kerzenlicht wurde von einer Person zur nächsten weitergegeben, bis jede der ca. 20.000 Kerzen angezündet war. Während des nächsten Liedes hoben alle Jugendlichen ihre Kerzen in die Höhe. Die Atmosphäre, die durch dieses „Meer aus Lichtern“ entstand, war unbeschreiblich.

Der Papst verabschiedete sich in einer Gesangseinlage der jungen Band gegen 20:15 Uhr, für alle etwas abrupt und überraschend, von uns Jugendlichen. Alles in allem war der Gottesdienst sehr stimmungsvoll und man hat deutlich gemerkt, dass viele Menschen sich unglaublich viel Mühe gegeben haben, diese Vigilfeier schön zu gestalten. Die Messe bot nicht nur die Chance, den Papst einmal in Wirklichkeit zu sehen. Sie bot auch die Chance, mit vielen anderen Jugendlichen einen Gottesdienst zu feiern. Diese Möglichkeit macht so ein Ereignis wirklich unvergesslich.



Jeder wollte ein Bild vom Papst...

Einzig und allein durch die Tatsache, dass fast alle Jugendlichen nach der Vigilfeier ihren gesamten Müll auf dem Messegelände zurückließen, wurde der Gesamteindruck etwas getrübt. Denn der Platz, auf dem wir zuvor so schön miteinander gefeiert hatten, glich nach dem Verlassen der meisten Jugendlichen einer Müllhalde. Trotzdem würden wir eine solche Vigilfeier jederzeit wieder besuchen und wir sind froh an diesem Samstag an dem Gottesdienst teilgenommen zu haben.

Katharina Kreienbaum, Julia Hackmann, St. Ursula-Gymnasium Freiburg

Meinrad Walter

Wie klingt Gottes Zukunft?

Ein Motto-Lied zum Papstbesuch in Freiburg



Der Papstbesuch war in aller Munde, über Wochen und Monate. Aber was singt man in der Erzdiözese, um sich darauf einzustimmen? Und was erklingt dann im großen Gottesdienst auf dem Flugplatzgelände? Traditionen der Papstmusik sind beachtlich, vom gregorianischen Gesang „Tu es Petrus“ bis zum Papsthymnus von Franz Liszt. Und neuerdings kommen mehr oder weniger humorvolle Songs hinzu. Das Amt für Kirchenmusik geht einen etwas anderen Weg, um dem Großereignis in Freiburg einen klangvollen Akzent zu verleihen.

Nach etlichen Anfragen aus Gemeinden und von Religionslehrern wurde der biblische Impuls der Psalmen zur ersten Inspiration: „Singet dem Herrn ein neues Lied!“ Der „Grundton“ ist das Motto „Wo Gott ist, da ist Zukunft“, das jedoch mit seinen lakonisch kurzen Silben und vielen harten Konsonanten einer Vertonung nicht gerade entgegen kommt. Rasch fiel die Entscheidung, das Motto als Refrain zu verwenden und es mit Versen aus dem alttestamentlichen Prophetenbuch Jesaja (Kapitel 52) zu ergänzen, um so das Thema „Gott und Zukunft“ mit Vorsänger-Strophen auszuloten. Beginnt doch auch das Gebet des Erzbischofs zum Papstbesuch mit Worten des Propheten Jeremia, in denen das Freiburger Katholikentagsmotto von 1978 nachklingt: „Was Du deinem Volk Israel verheißen hast, sagst du auch uns heute zu: Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben.“

Ein junger Komponist aus Freiburg

Mit Luis Reichard (geb. 1989) fand sich ein junger Komponist, der sogleich Interesse an dieser kompositorischen Aufgabe zeigte. Von Kinderzeit an ist er mit seinen Geschwistern in der Dreisamtagemeinde St. Jakobus Stegen-Eschbach kirchenmusikalisch aktiv. Bevor er die C-Ausbildung erfolgreich abgeschlossen hatte, war er bereits beim kirchenmusikalischen Diözesantag 2008 mit seiner Band auf dem Freiburger Münsterplatz zu hören. Damals erklang auch seine Vertonung des Mottos „Ihr seid Gottes Melodie“. Seit einigen Jahren engagiert Luis Reichard sich improvisierend und komponierend bei der Urlauberseelsorge auf der Nordseeinsel Wangerooge. Nach Abitur und Zivildienst studiert er Jazztrompete bei Andreas Haderer an der Musikhochschule Köln. Dort trat er u. a. bei der „Cologne Jazz Night 2010“ und dem Festival „Jazz against the machine“ auf.

Der junge Komponist Louis Reichard (geb. 1989).

Als ehemaliger Schüler des Kollegs St. Sebastian in Stegen machte Louis Reichard dort 2009 sein Abitur.



Gleich der erste Entwurf zu diesem Papstbesuch-Lied ging in die richtige Richtung und wurde sodann Schritt für Schritt präzisiert. Welche melodischen Höhenflüge sind für den Kehrsvers vorgesehen? Und welche Stimmlagen für die Vorsängerteile? Das Ergebnis stieß auf Zustimmung und Kritik, wobei die positiven Stimmen überwogen. Die Beurteilung eines Liedes ist ja nicht weniger komplex als die einer Sinfonie! Und die letzte Instanz ist und bleibt die Praxis: Was kommt an, „geht ins Ohr“ und dann auch ins Herz? Deshalb wurde das neue Lied am 1. Juli in der Katholischen Akademie Freiburg eingespielt.

Mitwirkende dieser Aufnahme sind die bei der Jugendvigil des Papstbesuchs engagierte Band Saxobeat. Diese Band mit sechs jungen Musikern stammt aus Freiburg und spielt in der Besetzung Saxophon, Gitarre, Piano, Keyboard/Percussion, Bass und Schlagzeug. 2010 hat sie unter dem Namen WakeUp bereits bei der Internationalen Ministrantenwallfahrt in Rom die Gottesdienste der Diözesen Freiburg und Rottenburg/Stuttgart begleitet. Gegründet 2007, spielte die Band in der Anfangszeit überwiegend Jazzmusik, im Moment arbeitet sie an einem Hip-Hop-Programm mit Einflüssen aus der Jazz-, Latin-, Funk- und Popmusik. Als Sängerinnen und Sänger sind Absolventen der kirchenmusikalischen C-Ausbildung zu hören, von denen etliche inzwischen Musik studieren. „Special guest“ ist Luis Reichard an der Trompete.

Wie klingt das neue Lied?

Die Musik spielt mit dem Wechsel der Betonungen. Und ist nicht jedes Wort des Mottos wichtig und bedenkenswert? Luis Reichard beginnt mit einem eher ungewöhnlichen Akzent auf „ist“, bevor die Zukunft den Singenden in einer jazzigen Abwärtsbewegung sozusagen „in den Schoß“ fällt. Erst in der Mitte des eingängigen Kehrsverses folgt die fast hymnische Betonung auf „Gott“, bevor sich die Rhythmen beruhigen und über einen kleinen harmonischen Umweg, der nicht schwer zu singen ist, wieder den Grundton erreichen.

Heilige Messe

Ye choirs of New Jerusalem
 Charles Villiers Stanford (1852–1924), auf Worte von Fulbert von Chartres (um 940–1028)

Mottolied zum Papstbesuch
„Wo Gott ist, da ist Zukunft“

VIA Wo Gott ist, da ist Zu-
 - künft, wo Gott ist,
 da ist Heil. Ja, wo Gott ist,
 da ist Zu - - künft ja, wo
 Gott ist, da ist Heil.

Musik: Luis Reichardt (*1991)
 Textanordnung am Pfingst- und Jesaja 52: Pfarrer Walter (*1991)
 © Amt für Kirchenmusik der Erzdiözese Freiburg

70

1. Wach auf, wach auf, sei bereit.
 Löst die Fesseln der Gefangenschaft und zieh dem Herrn entgegen.
Gemeinde: „Wo Gott ist, da ist Zukunft“
2. Darum soll mein Volk meinen Namen erkennen und glauben,
 dass ich es bin, der sagt: Ich bin da.
Gemeinde: „Wo Gott ist, da ist Zukunft“
3. Willkommen sind die Schritte des Freudenboten,
 der Frieden verkündet und Rettung verheißt.
 Dein Gott ist deine Zukunft.
Gemeinde: „Wo Gott ist, da ist Zukunft“
4. Der Herr kehrt zurück und tröstet sein Volk.
 Alle Enden der Erde schauen Gottes Heil.
Gemeinde: „Wo Gott ist, da ist Zukunft“

Zeit der Stille
 Wir sind jetzt eingeladen zur persönlichen Denksagung
 und zum stillen Gebet.

In den Vorsängerstropfen setzt Luis Reichardt geschickt andere Akzente: von der harmonischen Eintrübung bei der „Gefangenschaft“ (erste Strophe) über die Hervorhebung der prophetischen Gottesworte „Ich bin da“ und „Dein Gott ist deine Zukunft“ bis zum ungewöhnlichen Schluss zu den Worten „...alle Enden der Erde“, weil nun der Rhythmus gedehnt wird und die vier Solisten sich zu einer mehrstimmigen Schola formieren.

Der Papstbesuch kann uns – zwischen allen organisatorischen Aktivitäten – erinnern an das, worauf es wirklich ankommt. Die Botschaft, die wie ein Oberton bei allem mitklingen soll, heißt: Löst in und um euch die „Fesseln der Gefangenschaft“, geht der Zukunft Gottes entgegen, die eure eigene sein will – und erlebt dabei, wie er selbst schon längst auf uns zukommt. Ist das alles zu abstrakt, zu theologisch? Jesaja nennt Spuren dieser Begegnung, die bis heute aktuell sind: sein heiliger Name „Ich bin da“ – oft schon wurde er musikalisch meditiert – und die Freudenboten, zu denen auch der Papst sich zählen darf. Am Ende weitet sich der Horizont sogar zur universalen Heilsperspektive, was die Ergänzung des Mottos durch das Wort „Gottes Heil“ durch den Komponisten verständlich macht: „Alle Enden der Erde schauen Gottes Heil“. Das ebenso befreiende wie zukunftsweisende Ziel rückt alles ins rechte Licht – und manches, was wir allzu wichtig nehmen, sogar in den rechten

Schatten. Das neue Papstlied von Luis Reichard sollte dem Motto einen unverwechselbaren Klang geben und seinen Weg in Gruppen und Gemeinden finden. Das ist zweifellos gelungen.

Zwischen Premiere und Zugabe

Am 24. September (Vorprogramm der Jugendvigil) und am 25. September (Eucharistiefeyer und Proprogramm) ist das Mottolied vielstimmig auf dem Freiburger Flughafenfeld erklingen. Der eigens für den Papstbesuch ins Leben gerufene diözesane C-Kurs-Chor aus Bezirkskantoren, Absolventen und Auszubildenden der kirchenmusikalischen C-Ausbildung übernahm unter der Leitung von Diözesankirchenmusikdirektor Wilm Geismann den Vorsängerpart. Auch die junge Mannschaft der Dommusik stimmte in den Refrain mit ein. Zahlreiche Anfragen und Kommentare per E-Mail zeigen die breite Resonanz des Liedes. In der „Pilgertasche“, die jedem Besucher der Jugendvigil und der Heiligen Messe überreicht wurde, war neben anderen Inhalten auch die Sondernummer der Bistumszeitung „Konradblatt“ mit einem Artikel von Michael Winter zum Mottolied nebst den Noten der Melodie.

Eine „Zugabe“ war dann noch am Donnerstagnachmittag nach dem Papstbesuch beim Glockenturm auf dem Flugplatzgelände zu hören. Gleich zu Beginn des größten Helferfestes, das es je in Freiburg gegeben hat – mit Maltesern, Feuerwehrleuten, Polizei und vielen weiteren Ehrenamtlichen – erklang das Mottolied mit Luis Reichard an der Trompete und Bezirkskantor Johannes Götz am Keyboard.

*Während der Messe
singt der Chor*



Papstbesuch in Freiburg – Ein Helferbericht aus dem Internat St. Landolin Ettenheim

Am 24. und 25. September waren wir, Schülerinnen und Schüler des Internats St. Landolin, beim Papstbesuch in Freiburg. Alle über 16-Jährigen hatten sich als freiwillige „Helfer mit Herz“ engagiert. Damit waren wir eine der größten Helfergruppen beim Papstbesuch. Unsere Aufgabe bestand darin, die Pilgertüten fertig zu packen und an die zahlreichen Besucher auszuteilen. Wir waren froh, als am Samstag um 16.00 Uhr die jüngeren Schüler unseres Internates dazu kamen. Eigentlich wollten sie nur die Vigilfeier besuchen, unterstützten uns dann aber tatkräftig, da die Kartons einfach nicht abnehmen wollten. Ebenso halfen uns drei Sängerinnen und ein Sänger vom Mahlberger Kirchenchor, da eine Sängerin unsere frühere Reinemachefrau war und mit ihren Mitstreiterinnen und ihrem Mitstreiter spontan Hilfe zugesagt hatte.

Am Samstag haben wir über acht Stunden lang im strahlenden, teilweise auch sengenden Sonnenschein an allen Eingängen des Messplatzes die Tüten mit einer Kerze (diese mussten wir erst noch einpacken), einem Büchlein mit den Liedern und dem Programmablauf, einer Ausgabe des Konradsblattes, einem Regenponcho, einem Schlüsselband, einem Fähnchen und zwei Klatschstangen ausgeteilt. Mit diesen Klatschstangen wurden im Verlauf der Jugendvigil eine Abstimmung über wichtige Diskussionsthemen der katholischen Kirche sowie eine kleine Tanzeinlage durchgeführt. Für alle Helfer gab es Gutscheine, mit denen wir uns an den Verpflegungsständen Trinken und Essen besorgen konnten. Auch standen wir bei kleineren Fragen und Problemen den Pilgern jederzeit hilfsbereit zur Verfügung. Am Abend hatten wir letztendlich 20.000 Pilgertüten bei über 35.000 Besuchern verteilt und waren fix und fertig.



Schülerinnen und Schüler des Internats der Heimschule St. Landolin bei Packen der Pilgertüten



Hunderte von Helfern hinter den Kulissen...

Am Sonntagmorgen brachen wir bereits um 5 Uhr auf, um erneut die Pilgertüten zu verteilen, diesmal im Vorfeld der Heiligen Messe. Der von Nebel bedeckte Freiburger Flugplatz wirkte mystisch. Hier wurden den Tag über 100.000 Pilgertüten verteilt. Auch dieses Mal war es anstrengend, zumal wir nur sehr wenig Schlaf gehabt hatten, es hat aber trotzdem Spaß gemacht. Es war beeindruckend, wie viele Menschen – oft auch Menschen mit den unterschiedlichsten Handicaps – sich, teilweise auch unter großen Strapazen, auf den Weg gemacht hatten, um den Papst zu treffen. Es war ein Privileg unserer Arbeit, dass wir zu den Menschen gehörten, mit denen die Pilger bei ihrem Papstbesuch zuerst in Kontakt getreten sind, und dessen waren wir uns auch bewusst. Es war uns ein Anliegen, diesen Menschen freundlich und offen zu begegnen.

Das Wochenende war für uns ein großartiges und prägendes Erlebnis. Schließlich gibt es ganz selten die Möglichkeit, persönlich an der Veranstaltung eines Papstbesuches mitzuwirken und den Papst als Kirchen- und Staatsmann zu erleben – vielleicht sogar nur einmal im Leben.

Justus Kröger, Lucy Sacherer, Maria Volk

Oberstufenschüler des St. Raphael-Gymnasiums Heidelberg als Papsthelfer bei der Vigilfeier in Freiburg

Schon vor den Sommerferien erhielten wir über unseren Oberstufenberater Herrn Sütterlin die Anfrage der Erzdiözese und der Schulstiftung, als Helfer zum Papstbesuch am 24. oder 25. September nach Freiburg zu fahren. Einige bürokratische Hürden (etwa eine Sicherheitsabfrage des Landeskriminalamtes) waren dann noch am Ende der Sommerferien zu überwinden, und zu Beginn des neuen Schuljahres war unser Helferteam dann komplett: vier Schüler der Kursstufe 2, drei Schüler der Kursstufe 1 sowie unser „Teamleiter“ Herr Sütterlin sollten am Samstag den 24. September 2011 eine noch unbekannte Helferaufgabe während des Papstbesuches übernehmen.

Früh am Morgen des 24. 9. trafen wir uns am Heidelberger Hauptbahnhof und nach einmal Umsteigen in Karlsruhe trafen wir gegen 9 Uhr 30 in Freiburg ein. Als nahezu 100% Ortsfremde empfanden wir die Lage der Helferezentrale im St. Ursula-Gymnasium (5 Minuten zu Fuß vom Bahnhof) als sehr angenehm und auf dem kurzen Weg dorthin sahen wir schon jede Menge anderer Helfer, die alle die Helferkleidung in grellem Orange trugen. Im Gymnasium angekommen, wartete unsere Gruppe noch ein bisschen, bis Herr Sütterlin uns offiziell angemeldet hatte. Er brachte uns auch unsere – natürlich auch in Orange gehaltene – Helferausrüstung, die aus T-Shirt, Jacke, einem roten Halstuch, einem Sicherheitsausweis mit einem großen „H“ und weiterem Informationsmaterial wie Stadt- und Fahrplänen bestand.

Nachdem wir uns umgezogen hatten, sind wir dann in die Kantine der Schule gegangen, um uns mit Spaghetti Bolognese zu stärken, bevor wir uns dann auf den Weg zu unserem Einsatzort – dem Freiburger Messegelände – machten. Wir hatten in der Helferezentrale endlich auch unsere konkrete Aufgabe während des Papstbesuches erfahren: Wir sollten als „Wellenbrecher“ fungieren, was zunächst etwas erstaunte Blicke verursachte. Doch das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Nach knapp halbstündiger Fahrt mit dem Bus trafen wir gegen 13 Uhr auf dem noch nahezu leeren Messegelände ein, sieht man einmal von den Helfern in ihren orangenen T-Shirts ab. Dort wurden wir von einer Koordinatorin für den Helfereinsatz in Empfang genommen, die uns nun die konkreten Aufgaben erläuterte. Weit über die Hälfte der eingetroffenen Helfer war ebenfalls als „Wellenbrecher“ eingeteilt, worunter die Beobachtung und Information der Besucher unmittelbar an den Absperrgittern zu verstehen ist. Der zeitliche Ablauf des Papstbesuches auf dem Messegelände wurde besprochen und es erfolgte noch eine Einweisung in die örtlichen Besonderheiten des Geländes. Erwähnt werden muss unbedingt, dass der Wetter-



Die Helfer-Mannschaft des Heidelberger St. Raphael-Gymnasiums



...Ausschwärmen zum Einsatzort...



Trotz Hitze war die Stimmung prächtig



Die „Wellenbrecher“ ruhen sich aus



Alles im grünen Bereich: entspannte Mienen bei den Helfern

gott es an diesem Samstag besonders gut mit uns und den Besuchern meinte, denn es herrschten hochsommerliche Temperaturen von 25 bis 26 Grad. Dies führte auch in der langen Zeit des Wartens auf den Papst (er sollte um 19 Uhr eintreffen) dazu, dass die Kleidung an die klimatischen Verhältnisse angepasst wurde. So wurden etwa die Schals zu mehr oder weniger hübschen Kopfbedeckungen geflochten und die von Herrn Sütterlin mitgebrachte Sonnencreme auch von „Kollegen“ des Sicherheitspersonals regelmäßig in Anspruch genommen.

Wir waren alle sehr überrascht, wie schnell sich das riesige Messegelände dann nach Öffnen der Tore für die Besucher um 15 Uhr füllte und wir endlich nicht mehr „arbeitslos“ waren. So mussten Besucher immer mal wieder an bestimmte Verhaltensweisen erinnert werden oder Fragen nach dem Standort der nächsten Toiletten oder Sanitätsstationen beantwortet werden. Dabei erwies sich der Standort unserer Helfergruppe als äußerst günstig gelegen, da wir in unmittelbarer Nähe der Ehrentribüne für die hohen geistlichen Würdenträger postiert waren. Und da auch die Bischöfe und Erzbischöfe auf den Papst warten mussten, nahmen einige von ihnen, wie etwa der Bischof von Fulda, die Gelegenheit wahr, sich unter die Helfer und die jugendlichen Besucher zu mischen und mit ihnen zu plaudern. Überhaupt war die Stimmung in den fast vier Stunden des Wartens auf den Papst einfach super und auch das Rahmenprogramm mit Musik und Interviews, das von zwei bekannten SWR3 Moderatoren geleitet wurde, war sehr gut organisiert. Dass die Besucher aus dem ganzen Bundesgebiet und auch aus der benachbarten Schweiz und aus Frankreich angereist waren, konnte man gut an den vielen Transparenten erkennen, die die Herkunft der jeweiligen Gruppen natürlich besonders hervorhoben. An den Eingängen erhielten die Besucher auch rote und grüne sogenannte „Krachmacher-Rollen“, mit denen man sich auf die Begegnung mit dem Papst einstimmen sollte.

Kurz nach 19 Uhr war es dann endlich soweit. Das Eingangstor in unmittelbarer Nähe unseres Standortes öffnete sich und das berühmte Papamobil, flankiert von Sicherheitspersonal in Zivil, fuhr auf das Messegelände. Ganz langsam wurde der Papst durch die Sicherheitszone, die von Wellenbrechern in orange, Sicherheitsleuten in rot und uniformierten Polizisten bewacht wurde, durch die begeisterte Menge gefahren. Von den Besuchermassen ständig umjubelt, fuhr der Papst seine Runde in einem Meer weiß-gelber Fähnchen auf dem weitläufigen Gelände und grüßte die knapp 30.000 Gäste der Vigil durch freundliches Winken und Blicke nach rechts und nach links. Hin und wieder blieb das Fahrzeug auch stehen, Kleinkinder wurden in das Papamobil gereicht, die der Papst segnete.

Als Benedikt XVI. dann auf die Bühne schritt, wurde es ganz ruhig und alle lauschten still und konzentriert den Grußworten des Papstes. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit, nachdem der Papst sich mit den Worten „Ihr seid das Licht der Welt“ an die jugendlichen Besucher gewandt hatte, mussten wir dann leider wieder das Messegelände verlassen, um rechtzeitig den letzten Zug nach Heidelberg zu bekommen. Dass wir dann den ganzen Weg vom Messegelände zum Bahnhof auch noch zu Fuß zurücklegen mussten, konnte niemand voraussagen. Doch die strengen Sicherheitsvorkehrungen an diesem Tag erlaubten hier wohl auch keine Zugeständnisse an den öffentlichen Nahverkehr. Jedenfalls waren alle froh, sich auf der Zugfahrt nach Heidelberg vom langen Stehen auf dem Messegelände erholen zu können. Einig waren wir uns aber alle, dass sich diese Strapazen definitiv gelohnt haben und wir einen ereignisreichen, mehr als eindrucksvollen Tag und den Papst „live“ erleben durften.

Felix Graw, Monika Harten, Aida Hugas Mallorqui, Ilka Jansen, Flora Müller, Miriam Sorgenfrei, Tara Vlieg

Aus den Schulen und der Stiftungsverwaltung

Klaus Sütterlin

EU-Politiker für einen Tag. Schüler des St. Raphael- Gymnasiums Heidelberg beim EUROSCOLA- Projekt in Straßburg



Kurz vor den Osterferien erhielt unsere Schule durch Vermittlung von Stiftungsdirektor Scherer die Zusage, am 19. Mai 2011 einen Tag im Europaparlament zu verbringen. Das EUROSCOLA-Programm ermöglicht es Oberstufenschülern aus allen EU-Mitgliedstaaten, das Europaparlament in Straßburg zu besuchen und einen Tag lang in die Rolle eines Abgeordneten zu schlüpfen.

Da die Schüler über sehr gute Englisch- und Französischkenntnisse verfügen sollten und pro Gruppe maximal 24 Schüler im Alter von 16 bis 18 Jahren mitfahren konnten, wurde ein Englischkurs der Kursstufe 1 ausgewählt, das Projekt vorzubereiten. Die Phase nach den Osterferien wurde dann intensiv genutzt, die Vorgaben des EUROSCOLA-Programms umzusetzen. Vor allem ging es um die Bearbeitung folgender Themen, zu denen jede Schule eine Resolution vorzubereiten hatte:

- The place of European values in the world
- 2011 – European year of volunteering
- Environment and renewable energies
- Freedom of information and active citizenship
- Europe's future
- Democracy and citizenship

Weiterhin musste von den Schülern eine Kurzpräsentation (Dauer: eine Minute) unserer Schule auf Englisch und Französisch vorbereitet werden und darüber abgestimmt werden, wer am 19. Mai im Plenarsaal diese kleine Rede halten sollte. Zwischenzeitlich war auch eine Liste aller 20 teilnehmenden Länder eingetroffen und da pro Land nur eine Schule teilnehmen darf, hatte das St. Raphael-Gymnasium die

Die Schülerinnen und Schüler auf den Sitzen der Parlamentarier im Parlamentsgebäude in Straßburg



Ehre, in diesem Jahr Deutschland zu repräsentieren (im Jahr davor war ein Gymnasium aus Hamburg ausgewählt worden).

Mit dem Bus (die Fahrtkosten erstattet der Besucherdienst des Parlaments) fuhren wir am 19. Mai kurz nach 06.00 Uhr in Heidelberg ab, um rechtzeitig zum Frühstück im Louise-Weiss-Gebäude des Europäischen Parlaments einzutreffen. Schon bei der Sicherheitskontrolle konnten wir erste Kontakte mit anderen Schulen knüpfen und stellten dabei sehr schnell fest, dass die Anreise für uns Heidelberger natürlich ein echtes „Heimspiel“ war. Die Teilnehmer fast aller anderen Länder (die weiteste Anreise hatten die Schulen der baltischen Länder und die Bulgaren) erhielten für das EUROSCOLA-Projekt teilweise bis zu 4 Tage unterrichtsfrei und absolvierten mit Übernachtungen in einem Hotel noch ein Besucherprogramm innerhalb und außerhalb der Stadt Straßburg.

Die Zusammensetzung der mehrsprachigen Arbeitsgruppen und die Einteilung der Teilnehmer ließ bereits recht frühzeitig erkennen, wie die Fremdsprachenkenntnisse der Schüler aus den anderen Mitgliedstaaten einzuschätzen sind und wie sich im Verlauf des gesamten Tages immer wieder bestätigen sollte, sind die Englisch- und Französischkenntnisse unserer Schüler auf sehr hohem Niveau. Wenig überraschte uns auch die Tatsache, dass man sich in den einzelnen Arbeitsgruppen und auch im Plenum zu weit über 90 % der „Arbeitsprache“ Englisch bediente.

Eine Ausnahme bildeten die Begrüßungsworte von Dr. Otmar Philip, dem Organisator und Leiter des EUROSCOLA-Projektes sowie die Präsentationen des Europäischen Parlaments und der Europäischen Union durch vier Verwaltungsräte des Parlaments, die neben englisch und französisch auch italienisch und deutsch sprachen. Recht beeindruckend für die knapp 500 Schüler, die auf den Abgeordnetenbänken des Plenarsaals sitzen durften, war das elektronische Abstimmungsverfahren mit der großen Anzeigetafel über den Plätzen des Präsidiums und die Simultan- Dol-



Gruppenfoto

metscheranlage per Kopfhörer, die insbesondere bei den Arbeitssprachen deutsch, italienisch und auch französisch intensiv genutzt wurde.

Nach den erwähnten Vorträgen über die Funktionsweise der europäischen Institutionen durften jeweils ein oder zwei Schüler am Rednerpult im Plenarsaal ihre Schule vorstellen. Da dazu nur eine Minute zur Verfügung stand, hatte unsere Gruppe entschieden, etwa gleich lange englische und französische Redeanteile einzubauen. Natalie Kreindlina trug unsere Kurzpräsentation souverän vor und erntete von allen Teilnehmern großen Applaus. Interessant fanden wir die Vielfalt der 20 Beiträge, die teilweise musikalisch untermalt wurden, die irischen Schülern hielten Teile ihrer Rede sogar auf Gälisch.

Nach dem Mittagessen im Restaurant des Parlaments widmete man sich etwa eine Stunde lang dem „Eurogame“, was sowohl von Schülern als auch von den begleitenden Lehrern in jeweils multinationalen Gruppen gespielt wurde und bei dem es galt, 20 Fragen zur Geschichte der Europäischen Union, die in 20 unterschiedlichen Sprachen gestellt waren, zu beantworten. Eine erste echte Herausforderung sowohl an den „team spirit“ als auch an die konkrete europäische Zusammenarbeit, sprachliche Hürden ohne professionelle Dolmetscher- oder Übersetzerhilfe zu lösen.

Während die Schüler danach in den zuvor eingeteilten multinationalen Arbeitsgruppen bis zur Plenarsitzung über ihre Resolutionen diskutierten, erhielten die Lehrer weitere Hintergrundinformationen zum EUROSCOLA Programm und konnten ihre Erfahrungen bei der Vorbereitung des Projekts austauschen. Vor allem die Dauer der Vorbereitungszeit war doch sehr unterschiedlich bemessen, an unserer Schule etwa 14 Tage bei vier Wochenstunden in Kursstufe 1, an anderen Schulen nicht mehr als zwei Unterrichtsstunden und an anderen wiederum über drei Monate.

Höhepunkt der Veranstaltung war dann um 16.00 Uhr die Parlamentsdebatte, an der alle knapp 500 Schüler und 60 Lehrer aus den 20 EU Mitgliedstaaten teilnah-



*Studiendirektor
Sütterlin mit
Schülergruppe des
St. Raphael-Gymnasiums*

men, die Lehrer allerdings nur als nicht stimmberechtigte Zuhörer. Zu den bereits genannten sechs Themen musste ein Berichterstatter zunächst die Resolution der jeweiligen Arbeitsgruppe in zehn Minuten vorstellen. Anschließend diskutierte das Plenum ebenfalls etwa 10 bis 15 Minuten lang diese Resolution und stimmte schließlich darüber ab. Bis auf eine Ausnahme wurden alle Resolutionen angenommen. Die teilweise sehr kontrovers geführten Debatten – englisch und französisch waren als einzige Arbeitssprachen zugelassen – zeigten mehr als deutlich, dass vor allem im Bereich der Energiepolitik die von den Schülern vorgebrachten Ideen und Anregungen durchaus dem politischen Meinungsbild in ihren jeweiligen Mitgliedsländern entsprechen. Die Abschaltung von AKWs etwa in Deutschland kurz nach der Fukushima Katastrophe konnte von den Schülern aller osteuropäischer Mitgliedstaaten keineswegs nachvollzogen werden und der Hinweis des Parlamentspräsidenten, dass solche Entscheidungen ausschließlich auf nationaler Ebene getroffen werden, sorgte bei der Mehrheit der Schüler doch für eine gewisse Enttäuschung und Ratlosigkeit. Unsere Schüler nahmen mit mehreren Redebeiträgen an diesen Diskussionen teil, und Nora Scherer kam mit ihrer Gruppe beim „Eurogame“ bis ins Finale.

Noch lange nach dem beeindruckenden Abschied im Plenarsaal des Parlaments mit Beethovens Neunter und den von den Gruppensprechern getragenen Nationalflaggen aller 27 Mitgliedsländer war unsere Gruppe vom europäischen Geist des Parlaments geprägt. Ein Schüler sprach vom Gänsehautgefühl, das die Intensität der Ereignisse sicher bei vielen Teilnehmern hinterlassen hat. Vor allem auf der Rückfahrt und in den Englischstunden danach, die wir für eine ausführliche Nachbesprechung genutzt haben, wurde uns allen klar, dass dieser 19. Mai 2011 als ein wirkliches „highlight“ im schulischen Alltag in Erinnerung bleiben wird.

Christoph Klüppel

Mark Schätzle

„Schülerparlament Bioethik“ an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim

„Sollen überschüssige Embryonen bei einer künstlichen Befruchtung die volle Schutzwürdigkeit genießen?“ lautet die kritische Frage aus dem Plenum, nachdem das Komitee zur Stammzellenforschung ihre Resolutionspunkte vorgestellt hat. In der Plenarsitzung des Schülerparlaments Bioethik an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim wird heiß diskutiert, denn am Ende sollen vier Resolutionen verabschiedet werden, die zu den ethisch kontroversen Themen PID, Forschung an embryonalen Stammzellen, Gentests und Agro-Gentechnik Stellung beziehen.

Drei Tage lang beschäftigten sich ca. 60 Schülerinnen und Schüler aus Freiburg, Ettenheim, Lörrach, Mannheim und Reutlingen mit brisanten Themen der Bioethik. Bei bestem Feiertagswetter schwitzten die Mitglieder der Komitees über ihren Entwürfen, arbeiteten sich in ihre Fachgebiete ein und übten sich in ihren Fähigkeiten, ein ethisch begründetes Urteil zu fällen. Das Internat der Heimschule stellte hierfür unkompliziert Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung, das Küchenteam sorgte für eine vielgelobte Rundumversorgung der Teilnehmenden und die neue Aula bot, zum Plenarsaal umgebaut, einen würdigen Rahmen für die Parlamentsveranstaltung.

Viele der Teilnehmer hatten sich bereits an ihren Schulen in einem Bioethik-Seminarkurs mit der Thematik beschäftigt, andere hatten sich durch die zugesandten Materialpakete einen Überblick verschafft. Nach einem Tag Einarbeitung und Teamfindung erhielten die Komitees zusätzliche Unterstützung von eingeladenen Fachleuten. Rüdiger Stegemann (BUND) äußerte sich kritisch zur sogenannten „Grünen“ Gentechnik, Jonas Pavelka (Katholische Akademie Freiburg) stellte sich den Fragen zur Gendiagnostik, Dominik Baltes (Universität Freiburg) unterstützte das Komitee zur Präimplantationsdiagnostik und die Gruppe, die sich mit Stammzellenforschung beschäftigte, erhielt von Prof. Eberhard Schockenhoff (Universität Freiburg) wertvolle Impulse. „Ich war vom Wissensstand und der selbstbewussten Diskussionsfreude der Oberstufenschüler sehr beeindruckt“, bilanzierte Jonas Pavelka die Expertenbefragung: „Da war ein Gespräch auf Augenhöhe möglich.“

Das Schülerparlament, das vom 2. bis 4. Juni 2011 stattfand, wurde vom Netzwerk BioEthik der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg unter der Leitung von Joachim Nebel durchgeführt. Hier konnten die jungen Erwachsenen nicht nur ihre Expertise zu bioethischen Themen zur Geltung bringen, sondern gleichzeitig Formen des demokratischen, parlamentarischen Diskurses ausprobieren und einüben. „Wir



Arbeit an der Resolution



Themendefinition



Das „Parlament“



Sammlung von Argumenten:
Pro und Contra PID



Teambuilding

machen hier kein Rollenspiel oder eine Simulation eines gesellschaftlichen Diskurses“, betonte Nebel: „Die verabschiedeten Resolutionen, die dem Europaparlament übergeben werden, tragen Eure Unterschrift.“ Aus diesem Anspruch ließ sich die große Ernsthaftigkeit in der Auseinandersetzung ableiten. Die Komitees feilten teilweise bis spät in die Nacht an „wasserdichten“ Formulierungen, rangen um einen gemeinsamen Standpunkt und schließlich darum, diesen unzweideutig in Worte zu fassen. Dass dies nicht immer gelang und das Plenum trotz leidenschaftlich vorge-tragener Argumente tags darauf ganze Passagen von Resolutionsvorschlägen nicht passieren ließ, gehörte zu den zwar schmerzlichen, aber umso wichtigeren Erfahrungen des Parlamentarismus.

Das Prinzip der Partizipation prägte auch die Organisation des Schülerparlaments. Die Komitees wurden von ehemaligen Schülerinnen und Schülern der Heimschule geleitet, die bereits zu Schulzeiten an Veranstaltungen von Netzwerk BioEthik teilgenommen hatten. „Die sind sehr nahe an den Schülern dran. Sie können viel besser als jeder Lehrer Phasen ertragen, an denen die Diskussion festgefahren scheint, und sie können die Regelungen des Ablaufs viel konsequenter einfordern“, erklärte Nebel. So lagen dann auch Parlamentsvorsitz und Sitzungsleitung bei Judith Gabriel, einer Abiturientin, die im Jahr zuvor als Sprecherin die Anliegen des Gesamteuropäischen Jugendparlaments in Brüssel gegenüber der EU vertreten hatte, in guten Händen. (Wir berichteten darüber in FORUM-Schulstiftung 54)

„Es war spannend, sich mit all diesen Themen an einem Stück auseinander zu setzen“, meinten Teilnehmer des Schülerparlaments. Zudem erlebten die Schülerparlamentarier es als positiv, die eigene Meinung formulieren und vertreten zu müssen. Das eigene Urteil angesichts überzeugender Gegenargumente zu überdenken und eventuell sogar zu revidieren, wurde ebenfalls als wertvolle Lernerfahrung wahrgenommen. Viele Teilnehmer haben sich noch mehr Zeit gewünscht. Das spricht dafür, dass die Auseinandersetzung mit bioethischen Themen nicht mit diesem Schülerparlament endet.

Aufgrund der vielen positiven Erfahrungen, die auch Schülerinnen und Schülern von außerhalb der Schulstiftung sowie den Seminarkurslehrern und Referenten zu Teil werden konnten, soll dies nicht das letzte Schülerparlament gewesen sein. Unabhängig davon, aber wieder für einen an ethischen Fragen interessierten Teil unserer Schülerinnen und Schüler, wird es im April kommenden Jahres in Kooperation mit der Katholischen Akademie und der Universität Freiburg einen Studientag zum Themenkreis „Naturwissenschaft und Glaube“ geben.

Ulrike Hugel

Ein Lehrer – achtzig Schüler

Besuch von Frau Cathérine Eklou aus Burkina Faso an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim



Da staunten die Schüler der siebten und achten Klassen nicht schlecht, als sie am Mittwoch, den 5. Oktober dem Bericht von Frau Eklou lauschten, die, in Begleitung von Professor Hepp aus Freiburg, wie in den vergangenen Jahren an der Heimschule von ihren Projekten in Burkina Faso berichtete.

Der Unterricht an der mit Hilfe von Spenden der Realschule der Heimschule St. Landolin erbauten Schule in Gayokin/Burkina Faso hat bereits begonnen. Im neuen Schulgebäude werden mittlerweile achtzig Kinder unterrichtet. Dies erfolgt vollständig in einem Klassenraum für alle Altersstufen und durch einen einzigen Lehrer.

Das Hilfsprogramm ist indessen noch lange nicht beendet, da immer noch nicht alle Kinder aus Ganyokin unterrichtet werden können und dringend ein zweiter Klassenraum benötigt wird. Frau Eklou warb auch deshalb ein weiteres Mal um Spenden, bedankte sich aber mehrfach bei den Schülern für die bisher geleistete Hilfe, die auch dadurch gewürdigt wurde, dass am Schulgebäude in Ganyokin eine Plakette mit einer Dankesinschrift für die Realschule der Heimschule St. Landolin angebracht wurde.

Die von Frau Eklou gezeigten Bilder bewiesen erneut die großen Unterschiede zwischen dem Leben hier und in Ländern wie Burkina Faso. Die Trockenheit, die schlechten Straßen und die Wasserknappheit erschweren die Arbeit von Hilfsorganisationen wie APERSEC ungemein. Frau Eklou betonte immer wieder, dass gerade der vorherrschende Analphabetismus die Aufklärungsarbeit massiv beeinträchtigt und Bildung eine der wichtigsten Grundlagen des Fortschritts sei.

Die Schüler spendeten dem Vortrag lauten Applaus und zeigten großes Interesse an der Thematik, was sich auch in der anschließenden Fragerunde zeigte, in der die Schüler vor Allem





an der Unterrichtszeit und den unterrichteten Fächern interessiert waren. Die tollen Bilder des Projekts, mit denen Frau Eklou ihren Vortrag stützte, motivierten die Anwesenden, in den kommenden WVR-Projekten der siebten Klassen und ebenfalls in den Projekten der achten Klassen wieder genug Geld zu erwirtschaften, damit die Arbeit von Frau Eklou und APERSEC auch in Zukunft so erfolgreich weitergehen kann und möglichst schnell ein zweites Klassenzimmer entsteht, damit alle Kinder aus Gayokin in die Schule gehen können.

Hedwig Kugler

Natascha Filipakis

Schülerinnen des Internats der Heimschule Kloster Wald platzieren sich beim Präventionswettbewerb „erst denken – dann klicken“



Ein Projekt der Heimschule Kloster Wald zum Thema Internetprävention in Kooperation mit der Sozialpädagogischen Beratungsstelle der Heimschule Kloster Wald von IN VIA kath. Verband für Mädchen- und Frauensozialarbeit

Möglichkeiten und Gefahren des Internets

Die selbstverständliche Nutzung von Handy und Internet ist in unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Besonders für Jugendliche spielen diese Kommunikationsmittel eine große Rolle. Etwa neun von zehn Jugendlichen nutzen regelmäßig ein Handy (91 %) und das Internet (90 %). Neben den zunehmenden technischen Möglichkeiten steigen jedoch auch die Gefahren und Gefährdungspotentialen, die mit der Internet- und Handynutzung zusammenhängen (vgl., JIM-Studie 2010).

„social communities“ und Cyber-Mobbing

Jugendliche verbringen derzeit über zwei Stunden pro Tag im Internet, überwiegend nutzen sie diese Zeit zur Kommunikation – meist in so genannten „communities“. Der Austausch von Bildern, Einträgen, Kommentaren und Statusmeldungen über soziale Netzwerke ist die am häufigsten verwendete Kommunikationsform im Internet (siehe JIM-Studie 2010). Besonders in den sozialen Netzwerken ist es leicht, jemanden zum Opfer zu machen, indem man ihn bloßstellt – und zwar vor den Augen aller, um ihn zusätzlich zu demütigen. Und das Internet vergisst nichts, getreu dem Spruch: „Einmal im Netz – immer im Netz“. Obwohl immer mehr Jugendliche negative Erfahrung in Bezug auf Bloßstellung, Beleidigung und das unerlaubte Hochladens von Fotos gemacht haben, nutzen immer mehr Jugendliche „social communities“ als Kommunikationsplattform.

Präventionswettbewerb „erst denken – dann klicken“

Angesichts dieser Entwicklung und der steigenden Gefährdungspotentiale hat der Handelsverband Baden-Württemberg zusammen mit dem Innen- und dem Kultusministerium, der Initiative Kindermedienland Baden-Württemberg, dem Städtetag

und dem Gemeindegang sowie der Polizei Baden-Württemberg den Präventionspreis 2011 zu diesem Thema ausgeschrieben.

Mit diesem Wettbewerb sollten Jugendliche aufgefordert werden sich aktiv mit den Gefahren bei der Nutzung von Handy und Internet auseinander zu setzen und kleine Beiträge zu gestalten. Die Beiträge sollen deutlich machen, worin die Gefahren liegen, was Jugendliche beachten müssen, um die Medien konstruktiv zu nutzen, was unter Cyber-Mobbing zu verstehen ist und welche Möglichkeiten es gibt gegen Cyber-Mobbing aktiv zu werden.

Im Rahmen der Gruppenarbeit des Internats der Heimschule Kloster Wald haben sich die Schülerinnen der Mittelstufe dieser Herausforderung gestellt und sich intensiv mit den Gefahren im Internet auseinandergesetzt und verschiedene Gefahren im Internet diskutiert. Dabei gerät das Thema „Cyber-Mobbing“ für Schülerinnen immer mehr in den Fokus. Im Folgenden stellen die Schülerinnen der Mittelstufe der Heimschule Kloster Wald den Projektverlauf vor.

Das Projekt „Cybermobbing“

Aufgrund dessen, dass wir selbst auf sozialen Plattformen unterwegs sind fiel schnell die Entscheidung etwas zum Thema „Cyber-Mobbing“ zu machen. Nach der Ideenfindungsphase kristallisierten sich zwei Ideen heraus, die umgesetzt wurden. Zum einen haben wir eine Homepage erstellt. Außerdem wollten einige von uns einen Film selber drehen, der nun auf der Homepage zu sehen ist.

In der folgenden Projektbeschreibung schildern wir, die Schülerinnen der Mittelstufe, den Weg zur Entstehung der Homepage und des Films bis hin zu der Preisverleihung in Rust.

Projektverlauf zur Erstellung der Homepage socybermobbing.jimdo.com

Auswahl des Homepageanbieters

Zunächst informierten wir uns, wo man am besten eine Homepage erstellen könnte, die unseren Kriterien entsprach. Die Homepage musste kostenlos sein, einfach zu bedienen, sie sollte keine oder nur seriöse Werbung enthalten und Videos wiedergeben können. Wir haben uns dann für den Homepageanbieter „jimdo.com“ entschieden.

Erstellen der Texte

Einige von uns verfassten einen kurzen Informationstext zum Thema Cyber-Mobbing. Zu Folgende Oberthemen wurde gearbeitet:

- Was ist Cybermobbing
- Wie kommt es zu Cybermobbing
- Cybermobbing vorbeugen
- Betroffen – was tun?
- Welche Folgen hat Cybermobbing

Homepage erstellen und gestalten

Zuletzt haben wir uns alle um den Computer gesetzt und gemeinsam entschieden, welche Schrift wir verwenden wollen, welche Internetadresse die Homepage bekommen sollte, welches Layout die Seite bekommt. Ein besonderer Höhepunkt war das Hochladen der Texte, Bilder und des Films.



Homepage erstellen und gestalten

Gästebucheinträge, Verwaltung der Homepage

Erfreut und stolz machte uns die positive Rückmeldung, von Schüler/innen/ Lehrern, Freunden, Eltern und Bekannten.

Der Film „Stoppt Cyber-Mobbing“

Mit dem Film wollten wir zeigen, welche Auswirkungen Cyber-Mobbing haben kann. Er soll nachdenklich machen und alle dazu aufrufen, „Nein“ zu Cyber-Mobbing zu sagen.





Filmmatrix erstellen

Projektverlauf zur Erstellung eines Videofilms

Drehbuch verfassen

Unsere erste Aufgabe war es, ein Drehbuch für unseren Film zu schreiben. Dabei mussten wir beachten, dass unser Film eine angemessene Dauer hat, einen Spannungsbogen beinhaltet und unsere Botschaft klar zu erkennen ist.

Filmmatrix erstellen

Bei diesem Schritt haben wir uns überlegt wer, wann, was, wo und mit welchem Material spielen sollte. Die Filmmatrix ist auch auf unserer Homepage zu sehen. (<http://sos-cybermobbing.jimdo.com/2011/04/14/endlich-wir-drehen-unseren-film/>)

Drehtag

An diesem Tag haben wir bis in den Abend hinein unseren Film gedreht. Szene für Szene wurde so lange geübt und gedreht bis alles saß. Dabei merkten wir bald, dass Schauspielern gar nicht so einfach ist und wie lange man für eine kurze Szene brau-



chen kann. Kleine Versprecher sorgten für gute Stimmung, und wir waren alle froh, als die letzte Klappe fiel und alles im Kasten war.

Schnitt

Das Schneiden des Films war für uns ebenfalls etwas ganz Neues. Dabei mussten der Ton, die Übergänge, die Schärfe, die Szenenauswahl und die Hintergrundmusik genau übereinstimmen. Doch langsam wurde aus vielen einzelnen Szenen ein zusammenhängender Film, der unserer Meinung nach wirklich gut geworden ist. Als letzter Schritt wurde der Abspann bearbeitet, und der Film wurde auf unserer Homepage veröffentlicht.

Preisverleihung

Von 46 eingereichten Einzelprojekten habe eine Jury aus Vertretern der Kooperationspartner als Sieger acht Schulklassen und Jugendgruppen, darunter auch uns, die Mittelstufe des Internats der Heimschule Kloster Wald, ausgewählt und in den Europa Park nach Rust eingeladen. Von einem Polizeibus abgeholt, starteten wir in den unvergesslichen Tag. Bei der Preisverleihung bekamen wir alle T-Shirts und als ganz besonderes Highlight wurden unter den Siegern zusätzlich fünf hochwertige iPods verlost. Zwei davon gingen an Wald!

Den Rest des Tages durften wir zur Belohnung im Park verbringen. Auch wenn es zeitweise ganz schön stressig war, wenn z.B. eine Szene zum 10. Mal gedreht werden musste, hat sich die Arbeit gelohnt!



Preisverleihung im
Europark Rust



*Siegerschülerinnen der
Heimschule Kloster Wald*

Im Verlauf dieses Projekts haben wir uns viele Gedanken über das Thema Cyber-Mobbing gemacht. Wir haben uns damit auseinandergesetzt, darüber diskutiert, Informationen gesammelt und auch eigene Erlebnisse mit den sozialen Netzwerken ausgetauscht. Dabei wurde uns eines ganz klar: Mobbing im Internet ist leider ein allzu aktuelles Thema, über das man gut informiert sein sollte. Nur wer über die Ursachen und Folgen bescheid weiß und eine eigene Meinung zu diesem Thema hat, kann entschieden „NEIN“ sagen.

Wir sind uns einig, dass wir nicht nur diesen Wettbewerb gewinnen wollten, sondern mit unseren Beiträgen mithelfen wollen Cyber-Mobbing zu verhindern. Denn wir sagen „NEIN“ zu Cyber-Mobbing

Sanierungsbedürftige Bausubstanz, fehlende Fachräume und Verwaltungsbereiche und nicht zuletzt Auflagen des Brandschutzes führten vor über sechs Jahren an der Heimschule St. Landolin zu umfangreichen Überlegungen zur Verbesserung der baulichen Situation. Dabei stand anfangs eine mögliche Umnutzung leer stehender Gebäude verbunden mit einer Sanierung des Bestandes im Vordergrund der Planungen. Nach Ermittlung der Kosten und Gegenüberstellung von Vor- und Nachteilen in pädagogischer und organisatorischer Sicht, zeigte sich der Teilabriss des bisherigen Mensagebäudes verbunden mit einem Neubau langfristig als nachhaltigste und kostengünstigste Variante. Mit einem Budget von 9,5 Mio Euro konnte so in einer Bauzeit von 2009 bis 2011 ein neuer Veranstaltungs- und Mensaraum errichtet werden. Das bisherige Mensagebäude wurde nach dem Teilabriss um zwei Stockwerke neu aufgebaut, welche den Fachbereich Bildende Kunst, das Lehrerzimmer und die Schulverwaltung nun beheimaten. Die durch die Auslagerung frei werdenden Bereiche konnten zu Klassenzimmern und Fachräumen mit einem Budget von 1 Mio Euro hergerichtet werden.

Eine Baumaßnahme dieser Größenordnung konnte nur geschultert werden, da die Erzdiözese Freiburg der Schulstiftung zusätzliche Mittel aus Kirchensteuereinnahmen zur Verfügung stellte. Auch das Land Baden-Württemberg beteiligte sich mit 500.000 Euro an der baulichen Maßnahme.

Für alle Beteiligten war es ein weiter und nicht einfacher Weg von der ersten Planungsskizze und Kostenschätzung bis zur Einweihung und Segnung des neuen Gebäudes. Das Ergebnis kann sich sehen lassen; die neuen Räume sind modern, freundlich und auf das Schulleben ausgerichtet und bieten so auch für eine mittel- und langfristige Perspektive beste Rahmenbedingungen für gelingende Schule an der Heimschule St. Landolin.

Andrea Mayer

Christoph Heizmann

Feierliche Einweihung des neuen Mensa- und Aulagebäudes in Ettenheim durch Generalvikar Fridolin Keck

Nach dreijähriger Bauzeit jetzt auch offiziell in neuen Räumen

Ein großes Fest durfte die Schulgemeinde St. Landolin anlässlich der feierlichen Einweihung und offiziellen Übergabe des neuen Mensa- und Aulagebäudes sowie der Räume für Lehrer, Schulleitungen, der Kunsträume und Küche begehen. Der stattliche Neubau mit seiner klaren Formsprache und die neuen Räume prägen nicht



Rede von Stiftungsdirektor Dietfried Scherer anlässlich der Einweihung

nur das äußere Bild der Schule, sondern bieten eine hervorragende Umgebung für den Lebens – und Lernraum Schule. Die Schulleitungen und die Lehrerinnen und Lehrerinnen profitieren von den großzügigen und funktionalen Räumlichkeiten. Für die Schülerinnen und Schüler ist die Mensa ein wichtiger Treff- und Verpflegungs-ort. Darüber hinaus ist diese Aula zusammen mit den neuen Kunsträumen ein Ort der musischen Bildung, die im Kunstprofil am Gymnasium und im Musikprofil an der Realschule ihren Ausdruck findet, und natürlich ein gelungener, schöner Ort für viele Anlässe.

Oberstudiendirektor Ernst Jostkleigrewe begrüßte zu Anfang die zahlreichen geladenen Gäste: Generalvikar Fridolin Keck von der Erzdiözese, Stiftungsdirektor Dietfried Scherer, die Geschäftsführerin der Schulstiftung Frau Mayer und ihre Vorgängerin Frau Ziegler, den ehemaligen Schulleiter Roland Scherer, seinen Stellvertreter Bernhard Uttenweiler, die ehemaligen Internatsleiter Pfarrer Engler und Gerd Kostanzer, die Bürgermeister und Ortsvorsteher der umliegenden Gemeinden, Vertreter der Kirchen, des Staatlichen Schulamtes, der benachbarten Schulen, Vertreter der Banken und der beteiligten Firmen, Dr. Mertina Kruse als Vorsitzende des Freundes-



*Ansprache von
Generalvikar
Dr. Fridolin Keck*



*Symbol unseres Glaubens: ein schlichtes
Holzkreuz – Zimmermannsarbeit*



kreises, die Vertreter der Elternschaft und der Schüler, Lehrkräfte und die Mitarbeiter/innen in Schule und Internat und schließlich die Architekten Cornell Fuchs und Michael Maucher mit Mitarbeitern, Ernst Jostkleigrewe dankte Generalvikar Fridolin Keck und den Verantwortlichen der Erzdiözese sowie Stiftungsdirektor Dietfried Scherer für die Bereitstellung der finanziellen Mittel als Ausdruck der Bedeutung, die der Arbeit der kirchlichen Schulen zugemessen werde.

Die 1967 gegründete Heimschule St. Landolin ist die größte Einrichtung der Schulstiftung der Erzdiözese; für die Schulstiftung sei es die größte Investition, die die Stiftung an einem Ort vorgenommen habe, wie Stiftungsdirektor Dietfried Scherer in seiner Ansprache hervorhob. Das „Signal für christliche Bildung und Erziehung“, das mit der Gründung gesetzt worden sei, verstehe sich als kirchlicher Auftrag, wobei „Bildung als dynamisches Geschehen“ auch der Veränderung unterworfen sei und somit auch die „Veränderung der Räume“ erfordere. Die grundsätzliche Sanierung und der Erweiterungsbau würden dieser Anforderung gerecht, eine „bestmögliche Bildung“ zu ermöglichen. Mit Bezug auf die musische Bildung mahnte Dietfried Scherer an, Bildung nicht nur unter dem „kurzfristigen Aspekt der Nützlichkeit“ zu begreifen, sondern gerade im künstlerischen Ausdruck „ohne Zweck“ „alle Facetten des Menschen“ im Blick zu haben.

Der Dank des Stiftungsdirektors galt allen, die an dem großen Vorhaben beteiligt waren. „Das Ergebnis lohnt alle Anstrengungen“, so das Resümee. Seinen Dank



Einweihungsfeier mit viel Prominenz: Bürgermeister, ehemalige Schulleiter, Eltern, Lehrkräfte, Schülerinnen und Schüler, Vertreter des Stiftungsvorstandes und viele mehr...

richtete er auch an den Generalvikar, dessen Anwesenheit den Stellenwert hervorhebe, den die Bildung in der Diözese hat. Die Segnung der neuen Räume durch den Generalvikar sei „Ausweis, aus welchem Geist gearbeitet wird“. Hatten bisher die Jazz-Chillers für den musikalischen Part gesorgt, so übernahm nun die TAUBand die Umrahmung der kirchlichen Weihe.

„Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt. So soll Euer Licht leuchten vor den Menschen.“ Diese Worte Jesu aus der Bergpredigt nach Matthäus nahm Generalvikar Fridolin Keck zum Anlass, in seiner Predigt die Aufforderung an die Christen und die damit verbundene Verantwortung hervorzuheben. „Christen müssen wahrnehmbar sein, sie sollen, dürfen anders reden oder handeln.“ „Wie eine Prise Salz wirken“, zu handeln, dies sei Auftrag und Verantwortung; der Auftrag, die Botschaft Jesu Christi weiterzugeben, und auch dann nicht innezuhalten, wenn es sich „um den Dienst einer Minderheit für eine Mehrheit“ handle. Auch „in kleinen Dingen“ zu wirken, den Nächsten anzunehmen, dies bedeute die „Weitergabe des Lichts der Welt.“

Nach den Fürbitten, vorgetragen für Schüler, Lehrer, Eltern, Internat und Schulleitungen, segnete Generalvikar Keck den neuen Raum. Als zentrales Zeichen „unseres Tuns“ erhielt die Aula ein großes, eindrucksvolles Holzkreuz, das von 3 Zimmerleuten in ihrer Kluft an der Stirnseite des Raumes angebracht wurde. Das gemeinsam gesprochene Vaterunser beschloss die feierliche Einweihung.

Für den „weltlichen Aspekt“ der Entstehung des Gebäudes war dann Architekt Cornell Fuchs vom Architekturbüro Fuchs und Maucher zuständig, der über die Planungs- und Baugeschichte referierte. „Die Komplexität des Projekts“ und die Herausforderung, „keine neue Architektur“ entstehen zu lassen, sondern „Vorhan-



Von rechts nach links: Bürgermeister Paleit (Kappel-Grafenhausen), Bürgermeister Metz (Ettenheim), Stiftungsdirektor Scherer, OStD Jostkleigrew, Generalvikar Dr. Keck, RR Hugel, Architekt Fuchs, Architekt Maucher (von hinten), Geschäftsführerin i. R. Ziegler

denes zeitgemäß zu interpretieren“ und damit das Alte mit dem Neuen zu verbinden, habe eine genaue Planung und ein flexibles Vorgehen verlangt, da der Bau auch im laufenden Schulbetrieb entstanden sei. Begleitet wurde der Vortrag durch Fotos, die den Baufortschritt zeigten. Symbolisch übergab Cornell Fuchs den Schlüsselbund an Ernst Jostkleigrew, den er zu Baubeginn „treuhänderisch“ erhalten hatte.

Von der Vorsitzenden des Förder- und Freundeskreises, Dr. Martina Kruse, wurde schließlich das neue Logo der Schule überreicht, das als Ergebnis eines Kunstwettbewerbs – ausgeschrieben vom Förderkreis – vom Freiburger Künstler Ben Hübsch entworfen wurde.

„Pick up the pieces“ – mit diesem Jazzstück zeigten die Jazz-Chillers unter der Leitung von Christoph Breithack noch einmal ihr Können, wobei der Titel von den Gästen durchaus als Aufforderung verstanden wurde, es sich an den gereichten Häppchen gütlich zu tun. Die würdige und festliche Feier zu dem wichtigen Ereignis in der Geschichte der Schule bildete den offiziellen Teil, am Nachmittag startete dann das von den Eltern liebevoll organisierte Schulfest mit buntem Programm und kulinarischen Genüssen.

Bernhard Uttenweiler

Einweihung eines Gedenk- steins für die Lehrbrüder von Ettenheimmünster am 14. September 2011



Obwohl es in Ettenheimmünster keine Lehrbrüder der Elsässischen Kongregation der Christlichen Lehre mehr gibt, deren Schule und Internat 1967 von der Erzdiözese Freiburg übernommen und als Heimschule St. Landolin in Ettenheim weitergeführt wurde, besteht auch nach dem Tod von Bruder Ludger Hoffkamp im April 2010 der 1920 gegründete und im Vereinsregister des Ettenheimer Amtsgericht eingetragene Kath. Lehrbrüderverein weiterhin.

Die Vereinsmitglieder, vier Lehrbrüder aus dem Elsass und vier Mitglieder aus Ettenheim, wählten 2010 Rudolf Zimmermann zum neuen Vorsitzenden und Frère Jean-Claude zu dessen Stellvertreter.

Um das Wirken der Lehrbrüder nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, beschlossen die Vereinsmitglieder, auf dem bisherigen Gräberfeld der Lehrbrüder auf dem Friedhof in Ettenheimmünster einen Gedenkstein zu errichten. Zu dieser Feierstunde konnte der Vorsitzende neben den deutschen und Elsässischen Vereinsmitgliedern auch Stiftungsdirektor Dietfried Scherer und von der Heimschule St. Landolin Oberstudiendirektor Ernst Jostkleigrewe, Frau Realschulrektorin Ulrike Hugel und Frau Christiane Czarnetzki, die Leiterin des Internats, sowie Oberstudiendirektor i. R. Roland Scherer, Bürgermeister Bruno Metz und Dekan Gerhard Vetterle begrüßen. An der Feierstunde nahm auch eine Delegation aus Madagaskar teil, wo die Kongregation der Lehrbrüder eine katholische Privatschule unterhält. Ebenfalls anwesend waren mehrere Mitglieder des Ortschaftsrates, denen der Vorsitzende für die Unterstützung bei der Bereitstellung des Platzes für den Gedenkstein dankte.

Bevor Stadtpfarrer Jörg Seburschenich und Frère Jean-Claude den Gedenkstein einweihten, gab Bernhard Uttenweiler, ehemals Stellvertretender Schulleiter an der Heimschule St. Landolin, einen Rückblick auf das Wirken der Lehrbrüder in Ettenheimmünster bis zum Übergang an die Heimschule St. Landolin in Ettenheim.

In dem anschließenden Treffen im Rebstock in Münchweiler übergab Rudolf Zimmermann Frau Dr. Martina Kruse, der Vorsitzenden des Freundeskreises der Heimschule St. Landolin, einen Scheck in Höhe von 2500 Euro für den Sozialfonds und andere Aufgaben des Freundeskreises.



Links vom Gedenkstein stehen mehrere Lehrbrüder aus Matzenheim und zwei Lehrbrüder aus Madagaskar, wo die Elsässischen Lehrbrüder eine katholische Privatschule unterhalten, rechts vom Gedenkstein Dietfried Scherer (Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg), Frère Jean-Claude (Superior der Matzenheimer Lehrbrüder), verdeckt Pfarrer Jörg Seburschenich, Oberstudiendirektor Ernst Jostkleigrewe (Heimschule St. Landolin), im Hintergrund Bürgermeister Bruno Metz, Rudolf Zimmermann (Vorsitzender des Kath. Lehrbrüdervereins Ettenheimmünster), Realschulrektorin Ulrike Hugel (Heimschule St. Landolin), dahinter verdeckt Dekan Albert Vetterle, Frère Martin und Studiendirektor i. R. Bernhard Uttenweiler

Ansprache von Bernhard Uttenweiler bei der Einweihung des Gedenksteins für die Lehrbrüder von Ettenheimmünster am 14. September 2011 in Ettenheimmünster

Mit einem Gedenkstein auf dem Friedhof in Ettenheimmünster möchte der Katholische Lehrbrüderverein an das segensreiche und aufopferungsvolle Wirken der Lehrbrüder erinnern, die von 1920 bis 1967 in Ettenheimmünster eine katholische Privatschule mit Internat unterhielten.

Bis vor wenigen Monaten befanden sich auf dem Feld, auf dem jetzt der Gedenkstein steht, die Gräber der 16 Lehrbrüder, die in Ettenheimmünster tätig waren und von denen die meisten auch hier verstorben sind. Es waren alles

deutsche Lehrbrüder, die jedoch der elsässischen Kongregation der Brüder von der Christlichen Lehre von Matzenheim angehörten.

Manche der älteren Bewohner von Ettenheimmünster haben viele der Brüder gekannt. Von den 16 Gräbern besteht jetzt nur noch das Grab von Bruder Lorenz, das erst 2013 aufgelöst werden kann.

Alle diese Brüder sind auf der Gedenktafel namentlich genannt. Zusätzlich enthält sie die Namen von zwei Brüdern, die nicht mehr aus dem Krieg heimkehrten: Bruder Pankratius Keppler, der 1942 vor Stalingrad gefallen ist, und Bruder Erwin Trück. Erst im Dezember 1946 wurde bekannt, dass auch er im letzten Kriegsjahr sein Leben lassen musste. Auf der Tafel ist außerdem noch der Namen von Bruder Landolin Erdrich zu lesen, der auf dem Friedhof der Lehrbrüder in Matzenheim bestattet wurde, Schließlich sind unter den insgesamt 21 Namen noch die von Bruder Leo Krug und Bruder Ludger Hoffkamp aufgeführt, deren Gräber sich in Ettenheim befinden.

Bruder Ludger, der letzte Lehrbruder von Ettenheimmünster, ist im April des vorigen Jahres verstorben. Mit 37 Amtsjahren war er derjenige, der das Amt des Provinzials am längsten inne hatte, wobei gesagt werden muss, dass es nach dem Tod von Bruder Lorenz und Bruder Leo keine Klostersgemeinschaft mehr in Ettenheimmünster gab, da er der einzige noch lebende Lehrbruder war. 1961 war er in das Noviziat der Lehrbrüder von Ettenheimmünster eingetreten und hatte dann die Berechtigung zur Erteilung von Religionsunterricht erworben. Später absolvierte er noch ein Theologiestudium und wurde im Mai 1979 in Freiburg zum Priester geweiht. Von 1984 bis 1995 war er Pfarrer von Altdorf und danach bis kurz vor seinem Tod Krankenhauseelsorger in Lahr und Ettenheim.

In einer kurzen Zusammenfassung möchte ich den langjährigen Einsatz der Lehrbrüder von Ettenheimmünster im Dienst der christlichen Erziehung jugendlicher Menschen aufzeigen.

1920, bald nach Beendigung des Ersten Weltkrieges, kamen Bruder Julius Kern, der erste Ordensobere von Ettenheimmünster, Bruder Max und Bruder Meinrad

Hepperle von Matzenheim nach Ettenheimmünster, um eine Internatsschule aufzubauen.

Ihr Ziel war es, junge Menschen auszubilden, die dann später als Lehrer in der klostereigenen Schule, als Religionslehrer an anderen Schulen, als Helfer in den Pfarreien und der kirchlichen Jugendarbeit oder als Organisten tätig werden sollten.

Bruder Julius und auch Bruder Max waren gebürtige Elsässer. Sie hatten, da sie erst nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und der Angliederung des Elsass an Deutschland geboren wurden, ursprünglich die deutsche Staatsbürgerschaft. Da das Elsass aber nach dem Ersten Weltkrieg wieder zu Frankreich gehörte, wurden sie mit Kriegsende automatisch Franzosen.

Zur rechtlichen Absicherung der Schule wurde der Kath. Lehrbrüderverein gegründet und beim Ettenheimer Amtsgericht ins Vereinsregister eingetragen. Wegen seiner französischen Staatsangehörigkeit konnte Bruder Julius nicht Vorsitzender eines deutschen Vereins werden. Deshalb übernahm der Ettenheimer Pfarrer Wilhelm Williard dieses Amt.

Erst nach dem Tod von Pfarrer Williard und nachdem Bruder Julius inzwischen wieder die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hatte, konnte er Vorsitzender des Vereins werden.

Dieses für uns heute kaum verständliche Hin und Her lässt im Kleinen die Probleme erkennen, mit denen die Elsässer im 19. und 20. Jahrhundert aufgrund der drei Kriege konfrontiert waren.

Zur Verwirklichung ihrer Pläne kauften die Lehrbrüder dann 1920 das ehemalige Bad- und Gästehaus des in der Säkularisation 1803 aufgelösten Benediktinerklosters Ettenheimmünster. Dieses Haus hatten die Benediktiner im 18. Jahrhundert zur Aufnahme der Pilger und Wallfahrer, die an den Quellen des hl. Ladelin Hilfe und Heilung suchten, gebaut.

Das unweit der Wallfahrtskirche stehende Gebäude ist eines der wenigen, das nach der Zerstörung der Benediktinerabtei erhalten blieb. Es wurde ein von vie-

len Gästen aus dem Elsass aufgesuchtes Badhotel. Aber weil diese Gäste nach dem Krieg von 1914-1918, jetzt da das Elsass wieder französisch war, ausblieben, musste das Hotel Konkurs anmelden.

In eben diesem Gebäude richteten die Frères de la Doctrine chrétienne von Matzenheim, auf Deutsch die Brüder der christlichen Lehre, die neue Schule mit Internat ein. Der Schulbetrieb entwickelte sich recht gut, und die begabten Schüler besuchten nach der Mittleren Reife die Oberstufe des Gymnasiums in Ettenheim, legten dort das Abitur ab und nahmen an der Universität Freiburg ein Lehrstudium auf.

Doch 1933 begann eine schwierige Zeit für die katholischen Privatschulen und natürlich auch für die Lehrbrüder in Ettenheimmünster. Bruder Lorenz, der 1925 als 14-Jähriger bei den Schulbrüdern eingetreten war, legte 1932 in Ettenheim das Abitur ab, studierte Französisch und Englisch in Freiburg und machte 1940 das Staatsexamen. Er erlebte in Ettenheimmünster, das für ihn Heimat war, die Machtübernahme Hitlers. Seine Erfahrungen brachte er später so zu Papier:

„Schon der förmlich kalte Umgangston der neuen Schulbehörde im Emmendinger Kreisschulamt ließ nichts Gutes ahnen. Es folgten schikanöse Sonderregelungen. Gelegentlich erschienen auf leisen Sohlen Beamte der Gestapo mit dem Ohr an der Wand. Oder sie kamen auf lauten Sohlen einherstolz, stiefelten ungeniert im Haus herum und verhörten Brüder und Schüler.“

Im April 1939 wurde von den Nazis die Schließung der Schule angeordnet mit der Begründung, dass sie nicht die Gewähr für die nationalsozialistische Erziehung der ihr anvertrauten Jugend bot. Die Gebäude wurden beschlagnahmt und 1939 wegen des drohenden Krieges mit Frauen und Kindern aus den grenznahen Orten Kappel und Kippenheimweiler belegt. 1940 wurden Soldaten hier einquartiert. 1941 kamen Volksdeutsche aus Bessarabien, 1945 Umsiedler aus Slovenien. Nach dem Krieg beschlagnahmte die französische Besatzungsmacht das Haus. Aus diesem Grund fuhr Bruder Max nach Lahr und erreichte von der französischen Militärregierung in Lahr die Freigabe des Hauses zur Wiedereröffnung der Schule. Mit zwei Lehrbrüdern und sechs Schülern

aus Ettenheimmünster, Münchweier und Wallburg begannen sie im Januar 1946 voller Zuversicht und Gottvertrauen den Aufbau der Schule ein zweites Mal.

Obwohl sich das Progymnasium und das Internat sehr gut entwickelten, führten Überalterung und Mangel an eigenen Nachwuchskräften zu personellen Problemen. 1965 nahmen daher die Lehrbrüder unter Provinzial Bruder Lorenz mit dem Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg Kontakt auf. Generalvikar Dr. Ernst Föhr war bereit, das Progymnasium der Lehrbrüder zu übernehmen und verhandelte daraufhin mit Bürgermeister Herbert König, der innerhalb kürzester Zeit in Ettenheim das erforderliche Gelände für ein großes Schulzentrum zur Verfügung stellen konnte. Amtsrat Helmut Berg wurde zum Geschäftsführer der künftigen Heimschule St. Landolin GmbH bestellt. Nach nur zehnmonatiger Bauzeit konnte im September 1967 in Ettenheim der Schul- und Internatsbetrieb aufgenommen werden. Der bisherige Schulleiter des Progymnasiums in Ettenheimmünster, Direktor Karl Gast, wurde erster Schulleiter der Schule in Ettenheim.

Zwischen der kleinen Schule der Lehrbrüder in Ettenheimmünster und der Nachfolgeschule, dem großen Schulzentrum in Ettenheim, das der Schulstiftung der Diözese Freiburg untersteht, besteht daher ein direkter Zusammenhang. Und dies sollte auch auf dem Gedenkstein zum Ausdruck kommen.

Da ich seit Beginn meiner Tätigkeit als Lehrer an der Heimschule St. Landolin im Jahre 1967 den Kontakt zu den Lehrbrüdern, besonders zu Bruder Lorenz und Bruder Ludger, aufrecht erhalten habe und seit einigen Jahren Mitglied des ja weiterhin bestehenden Katholischen Lehrbrüdervereins bin, würde ich mich persönlich freuen, wenn die Heimschule St. Landolin im Jahre 2020 im Bewusstsein ihrer Wurzeln das 100-Jährige Bestehen dieser kirchlichen Schule feiern würde.



Heiner Moskopf-Langer

Der Weg ist das Ziel: „MYSTIC BIKE TRAIL“



Bei einer jährlichen Urlaubsplanung stellt man sich von Jahr zu Jahr des Öfteren die Frage nach einem besonderen Erlebnis. In dieser Planungsphase flatterte mir ein Flyer mit der Überschrift „MYSTIC BIKE TRAIL“ vor Augen und weckte mein Interesse, da hier neben einer sportlichen Anforderung und den in Umbrien bekanntermaßen zu erwartenden landschaftlichen Eindrücken auch die Thematik über das Leben und Wirken von Franz von Assisi angeboten wurde. Dies alles war ausschließlich für "Männer" gedacht, was aber, wie sich zeigen sollte, der Stimmung und Geselligkeit keinen Abbruch tat.

Allerdings wurde es schwierig mit der Anmeldung, da der Termin 2010 schon frühzeitig ausgebucht war. Für die Tour in den Pfingstferien 2011 konnte dann schließlich gebucht werden. Schon bei einer Vorbereitungstour Wochen zuvor wurde mir bewusst, dass bei dieser Fahrt nicht nur eine sportliche Komponente, sondern auch eine spirituelle Anforderung auf mich zukommen würde.

Nach einer langen anstrengenden Zugfahrt von Freiburg nach Chiusi waren also 14 Männer aus dem Raum FR / SIG / VS / MA gespannt und startklar, die Spur nach den tatsächlichen und inneren Lebensstationen Franz von Assisis aufzunehmen. Umbrien präsentierte sich der Gruppe dabei stets wohlgesonnen, doch mit seinem hügeligen Profil ist diese Landschaft für eine Fahrradgruppe mit Gepäck auch äußerst anspruchsvoll, zumal täglich 50 bis 100 km und ca. 1.000 Höhenmeter zu absolvieren sind. Und dies sei hier vorweggenommen, diese Einsiedeleien sind wohl mit Bedacht so derart tief in der Landschaft angesiedelt, dass man schon bei der Anfahrt, abseits der sonst üblichen Touristenströme, die aufkommende meditative Ruhe verspürt. Einzig der Ort Assisi macht eine Ausnahme, ist es hier doch bedeutend touristischer und turbulenter.

Die neue Herausforderung war sicherlich die tägliche Auseinandersetzung mit den Themen, die uns Franz von Assisi mit seiner Lebensweise gestellt hat. Unter der Leitung der beiden Pastoralreferenten Martin Vrana (Dekanat Freiburg) und Patrick Krieg (Dekanat Baden-Baden) setzte sich die Männergruppe mit den spirituellen Quellen des Franz von Assisi auseinander. Seine von Brüchen geprägte Lebensbiographie, sein häufiger Rückzug in die Einsamkeit, die fast naiv anmutende öffentliche Predigt, sein Verstehen des Evangeliums als einfache Jesusnachfolge, sein unendlich weites und spielerisches Schöpfungsverständnis wirkte beeindruckend.

So waren es bewegende Erlebnisse, sich an ausgewählten Orten in Assisi und den verschiedenen Einsiedeleien (La Celle / Carceri / Greccio / Fonte Colombo / Poggio Bustone / Lo Speco) in Einzel- und Gruppengesprächen mit tiefgreifenden Thematiken auseinandersetzen zu können. Körperbetone Rituale und Gebete waren dabei der spirituelle rote Faden, der die Gruppe zu einer Gemeinschaft mit großer freundschaftlicher Verbundenheit führte. Das nächtliche Ascheritual in der nur von Kerzen erhellten San-Stefano-Kapelle in Assisi, das auf eine historische Symbolpredigt des Franz von Assisi zurückgeht, war dabei ein Höhepunkt und gleichermaßen die mit schwierigste Herausforderung zugleich, sein Menschsein in Familie, Beruf und Gesellschaft zu hinterfragen und neu auszurichten.

Auch das persönliche Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes vor der Krippendarstellung in Greccio (Rietatal), wie auch das „Wunden-Ritual“ in der schon von Franziskus vorgefundenen Magdalenenkapelle in der Einsiedelei Fonte Colombo gaben Gedanken frei mit Blickrichtung auf das persönliche Wirken in Familie, Beruf und Gesellschaft.

Die Biker-Gruppe vor der Kathedrale von Assisi in Umbrien






Mystic Bike Trail für Männer

**Eine Radtour durch Umbrien
auf den Spuren des Franz von Assisi**



2. - 10. Juni 2012



Geistliche Einkehr

Bei der Besichtigung der Basilika San Francesco in Assisi kam die Gruppe zudem in den Genuss einer individuellen Kirchenbesichtigung mit einem deutschen Pater, in der die örtlichen kunstgeschichtlichen Darstellungen mit der Lebensgeschichte von Franz von Assisi gemeinsam interpretiert wurden.

Angesichts dieser körperlichen und mentalen Anstrengungen schweißte sich die Gruppe so harmonisch zusammen, dass es zu einem wahren Erlebnis und Vergnügen wurde, bei dieser Gruppe dabei sein zu dürfen.

Die Übernachtungsmöglichkeiten, u.a. auch Übernachtungen in Klosteranlagen in Assisi und Spoleto, waren sehr gut und speziell ausgewählt und gaben einem stets das Gefühl von individuellen Reiseeindrücken, die man sonst sicher nicht so erfahren kann. Ebenso waren die abendlichen Einkehrmöglichkeiten bestens organisiert und man konnte sich so in diesen Runden von den täglichen Strapazen erholen und war somit schon wieder für den nächsten Tag gut motiviert und vorbereitet.

Auch im Jahr 2012 wird es vom 2. - 10. Juni 2012 wieder einen "Mystic Bike Trail" geben. Interessenten können jederzeit Informationen erhalten und sich per email melden bei: Martin Vrana (martin.vrana@web.de).

Siehe auch http://www.ehe-familie-freiburg.de/html/angebote_fuer_maenner.html.



Pause vor der Kathedrale



Blick hinunter ins Tal



Die Biker-Mannschaft bei ihrer wohlverdienten Stärkung...

Brigitte Grimm

Einen neuen Aufbruch wagen. Katholikentag 2012



Vom 16. bis 20. Mai 2012 findet in Mannheim der 98. deutsche Katholikentag statt.

Seit meinem Engagement in der kirchlichen Jugendarbeit bin ich dabei, wenn zehntausende Katholiken zusammen kommen, um in unzähligen Einzelveranstaltungen gemeinsam zu beten, zu feiern und über den richtigen Weg in der Nachfolge Jesu nachzudenken. Dabei war meine persönliche Schwerpunktsetzung jedes Mal eine andere. Stand in einem Jahr die Auseinandersetzung mit mir selbst im Vordergrund, habe ich kleine Veranstaltungen gesucht – Meditationen, Gottesdienste, persönliche Gespräche. Beim nächsten Katholikentag waren es dann die Foren zu aktuellen politischen Herausforderungen unserer Zeit, die mich besonders interessierten – auch deshalb, weil sich das Niveau solcher Diskussionen auf einem Katholikentag angenehm von dem in den täglichen Fernsehtalkshows abhebt. Fast jedes Mal habe ich Veranstaltungen besucht, in denen die Sorge um die Zukunft unserer Kirche thematisiert wurde.

Und dann am Abend mit Freunden in ein schönes Konzert gehen – es gibt kaum vielfältigere, buntere Veranstaltungen als Katholikentage und Kirchentage.

Auch wenn wir hier am Ursulinen-Gymnasium mit einigen Zusatzbelastungen rechnen, freuen wir uns auf dieses Glaubensfest hier in der Stadt und sehen es Chance, mit unseren Schülerinnen und Schülern Kirche zu erleben und zu gestalten.

Wir werden sicher die Möglichkeit nutzen, mit Klassen oder Gruppen thematische Veranstaltungen zu besuchen, wir werden werben für die kulturellen Höhepunkte, die nicht nur das Jugendzentrum des Katholikentages bieten wird, und wir werden sicher auch viele Helferinnen und Helfer stellen.

Aber wir werden uns vor allen Dingen auch mit eigenen inhaltlichen Beiträgen einbringen. Das Ursulinen-Gymnasium wird der Ort des Geistliche Zentrums des Katholikentages sein. Unsere Schulgemeinschaft wird das Café in diesem Zentrum betreiben – als Ort der Begegnung mit anderen Katholikentagsteilnehmern, vielleicht aber auch als Ort der Begegnung von Schülerinnen und Schülern anderer Schulstiftungsschulen!

Schülerinnen und Schüler der Klassenstufen 10 und 13 bereiten darüber hinaus ein großes Forum vor, das einen thematischen Schwerpunkt unserer Schule in diesem Jahr aufgreift – die Begegnung und Verständigung zwischen den drei monotheistischen Religionen. Unter dem Titel „Dein Gott, mein Gott – ein Gott?“ wollen die Schüler Fragen stellen zu den Gottesbildern in den verschiedenen Religionen; Theologinnen und Theologieprofessorinnen aus allen drei Religionen werden ihre Antworten geben. In einer Stadt wie Mannheim, in der so viele Religionen und Kulturen zusammen leben, drängt sich ein solcher „Triolog“ geradezu auf. Ganz intensiv bereitet sich diese Gruppe jetzt schon inhaltlich vor. Gleichzeitig werden kleinere Filmsequenzen mit Menschen aus Mannheim geplant und auch unsere Schulband wird die Veranstaltung lebendig machen.

Einen neuen Aufbruch wagen – das ist das Leitwort des Katholikentages. Es ist kein Zufall, dass in dieser Zeit das Bild eines neuen Aufbruches für die Kirche gewählt wird. Auch nach dem Papstbesuch in Deutschland sieht die Zukunft der Kirche in unserem Land (und weltweit) nicht verheißungsvoll aus. Auch an unseren katholischen Schulen wird es zunehmend schwerer, die Kirche als unverzichtbare Begleiterin auf dem Glaubensweg zu vermitteln. Zu vieles wirkt, manches ist überholt – unsere Erklärungen, mit denen wir die alten Schläuche für den jungen Wein zu verteidigen versuchen, werden häufig zu Recht nicht mehr verstanden. Dabei möchten wir doch an unseren Schulen den Glauben als eine befreiende, sinnvolle Kraft vermitteln, auf der sich ein ganzes Leben aufbauen lässt.

50 Jahre nach dem zweiten vatikanischen Konzil heißt es also jetzt:
Einen neuen Aufbruch wagen. Genau das sind wir unseren jungen Menschen schuldig!

So lade ich alle Schulen ein, mit einer großen Schar von Schülern zum Katholikentag nach Mannheim zu kommen. Lust dazu macht vielleicht auch ein Blick auf die Homepage www.katholikentag.de.

Orte für Gebet und Stille – Kirchen, Kapellen und Meditationsräume an Stiftungsschulen

Die Kapelle im Ursulinenkloster Mannheim

Zwischen Jesuitenkirche, Sternwarte, Ursulinenkloster und Schulgebäude liegt im Quadrat A 4, inmitten des Klostergartens, die 1959/60 erbaute Klosterkapelle. Ihre Lage und ihre Gestalt vermitteln im Zentrum der umtriebigen Großstadt ein Gefühl der Sammlung und Geborgenheit.

Viele Menschen, die sie zum ersten Mal betreten, sind überrascht von der Schönheit und Ausdruckskraft des Bauwerks. Der Architekt Richard Jörg hat mit ihm ein Meisterwerk modernen Kirchenbaus geschaffen, das weit über das Maß einer Klosterkapelle hinausgeht. Geplant wurde sie in ihrer räumlichen Anordnung als Ort der Versammlung der Klostergemeinde zur Eucharistiefeier und gemeinsamen Stundengebet; als Raum, der auch den Einzelnen zur Ruhe kommen lässt. Mühelos lassen sich diese Elemente auf eine Schulgemeinschaft übertragen.

Wie ist dieses Verlangen künstlerisch-architektonisch erfüllt worden?

Kirche ist ein Ort der Begegnung des Menschen mit Gott, aber auch der Begegnung der Gemeindeglieder untereinander. Zur Versinnbildlichung dieser Funktion wurde der Raum in zwei ungleiche Hälften aufgebrochen: Eine Hälfte als Altarraum, die andere als Chorraum. Der Altarraum überragt den Chorraum, der sich gewissermaßen unter das Zeltdach des Altarraums schiebt.

Der von Erzbischof Dr. Hermann Schäufele 1960 konsekrierte Hauptaltar besteht aus einem Altartisch, dessen Basaltplatte auf zwölf Basaltsäulen aufruhrt. Er steht frei im Raum, auf keiner Seite mit einer Wand verbunden, auf einer vierstufigen Treppenanlage. Erwähnenswert sind die Glasbilder aus beidseitig behauenen Chartres-Glas in den Bildwänden des Altarraumes. Das blaue Fenster erinnert an die Taufe und den Heiligen Geist, das andere, in roten Farbtönen, an die Eucharistie. (Künstler: E. W. Kunz)

Die feiernde Gemeinde hat ihren Platz im gegenüber liegenden Chorraum, der sich in und unter den Altarraum einschiebt. Er öffnet sich gleichsam mit ausgebreiteten Armen zu diesen hin. Er wird von drei Wandelementen gebildet. Das Chorgestühl befindet sich mit jeweils zwei Reihen zu je zehn Ställen an den Wandseiten, so dass in der Mitte eine große Fläche frei bleibt.

1996/97 erfuhr die Kapelle eine Um- und Weitergestaltung. Als Energiesparmaßnahmen sind die Außenisolierung und der Einbau einer neuen Heiz- und Lüftungsan-



ge zu sehen. Letztere greift in die Innenraumgestaltung ein und führte zu einer neuen Beleuchtungsanlage und neuem Bodenbelag aus hellem Marmor. Ein transportabler Zelebrationsaltar und die entsprechende Bestuhlung für die Raummitte wurden angeschafft.

Im Frühjahr 1996 kam dann das Hauptstück, ein neuer Tabernakel, dazu. Er befindet sich im Mittelpunkt des Betonpfeilers, der die frei auskragende fünfseitige Pyramidendecke trägt. Er ist ein Unikat, im Zusammenspiel von Architekt Walter Seidel (Mannheim) und Kunstschmiedemeister Weiss (Regensburg) nach der Grundvorstellung des Konvents geschaffen. Er stellt eine große Sonne im Strahlenkranz dar, deren Mittelteil von einer roten Halbkugel in Emailarbeit gebildet wird. Der sehr einladend helle Gottesdienstraum wurde 1997 von Dekan Schroff im Auftrag des Erzbischofs Oskar Saier benediziert.

Bereichert wird die Kapelle durch eine Orgel und ein sehr gutes Keyboard – und vor allen Dingen durch eine ausgezeichnete Akustik, weshalb sie gerne für Chorproben der Pfarrei und der KHG genutzt wird, ebenso für Trauungen, Taufen und Firmungen.

Die Veränderungen kommen aber auch der Nutzung durch die Schule sehr entgegen. Je nach Bedarf kann die Raumfläche vergrößert oder verkleinert werden. Szenische Darstellungen lassen sich leicht in die Gottesdienstfeier einbauen.

Gerne, sehr gerne stellt der Konvent die Kapelle der Schule zur Verfügung.

Sr. Maria Geyer



Die Kapelle – ein Ort für die Schulgemeinschaft

In der Advents- und Fastenzeit findet wöchentlich eine Frühschicht unter einem bestimmten Thema statt. Lehrer und Schüler bereiten sie gemeinsam vor, anschließend wird die erlebte Gemeinschaft beim Frühstück gestärkt. Regelmäßig gestaltet die Gottesdienst-AG für die Klassen der Unterstufe Klassengottesdienste.

Einmal in der Woche ist die Kapelle in der ersten großen Pause für einen Pausenimpuls geöffnet, den ein Schüler der Oberstufe ins Leben gerufen hat. Er selbst gibt einen Impuls und lädt die Teilnehmer ein, in den Anliegen der Schule zu beten.

Er organisierte auch bereits zweimal einen Pray Day für Schülerinnen und Schüler der Mittel- und Oberstufe mit Gebetsstationen in der Kapelle.

Zweimal schon war die Kapelle die ganze Nacht geöffnet: 2009 und 2011 bereiteten Schüler und Lehrkräfte für die Klassen 9 bis 13 eine Liturgische Nacht vor; die Themen waren ‚Mensch-Kosmos-Schöpfung‘ bzw. ‚Die vier Elemente‘. Zu beiden Liturgischen Nächten hat ein Schüler der Oberstufe jeweils eine themenbezogene Videoinstallation (untermalt mit elektronischer Musik) kreiert und sie, die Architektur der Kapelle nutzend, fünffach an die Deckenelemente geworfen, so dass alle Teilnehmenden mitten im Geschehen saßen.

Dazwischen gab es viele ganz unterschiedliche Workshops, und am Ende natürlich wieder ein Frühstück mit in der Nacht selbst gebackenem Brot.

Im Jahr der Berufung war ein besonderer Höhepunkt im Schulleben die Lichternacht zum Thema ‚Dein Weg bewegt‘. Dreihundert Kerzen erhellten die Kapelle und stellten das Thema dar. Vor dem mündlichen Abitur sammeln sich alle Abiturientinnen

und Abiturienten in der Kapelle und stimmen sich zusammen mit den Lehrkräften und der Prüfungskommission auf den Tag ein. Auch nach dem Abitur wird in der Kapelle ein Gottesdienst gefeiert, zu dem auch die Eltern eingeladen sind. Traditionell bereitet ihn ein Religionskurs der Abiturienten vor.

Aber auch die jüngeren Schüler kommen zu ihrem Recht, zum Beispiel durch szenische Gestaltung biblischer Geschichten. Viel Anklang fand die Erzählung ‚Josef und seine Brüder‘. Schülerinnen und Schüler der 6. Jahrgangsstufe hatten diese in Standbilder umgesetzt, um sie Eltern und Schülern einer neuen Jahrgangsstufe fünf vorzuführen. In diesem Jahr wird in dieser Weise eine ‚begehbare Bibel‘ zum Einsatz kommen.

Einige Male schon war ein Klangkünstler in der Kapelle zu Gast; er führte Schülerinnen und Schülern verschiedener Klassen hin zum genauen Hören. Ein Kurs der Oberstufe gestaltete zusammen mit ihm einen Abend der Lyrik, indem sie selbst verschiedene Klangkörper zum Klingen gebracht haben.

Ökumene wird an unserer Schule groß geschrieben, trotzdem war die evangelische Taufe einer Schülerin der Oberstufe durch den evangelische Religionslehrer mit einer katholischen Schwester als Patin in der katholischen Kapelle unserer Schule nicht alltäglich.

Ganz besonders wichtig wird die Kapelle für uns, wenn Schüler und Schülerinnen durch schlimme Ereignisse erschüttert worden sind (schwerer Verkehrsunfall mit Todesfolge, Erkrankung oder Tod von Schülern, Eltern, Lehrern u.a.). Die Kapelle wird dann zu einem Kraftort, zu einem „anderen Raum“, in dem die gemeinsame Trauer gleichzeitig Trost spendet. Kapellengang und Garten bieten Raum für Gespräche und geistliche Impulse.

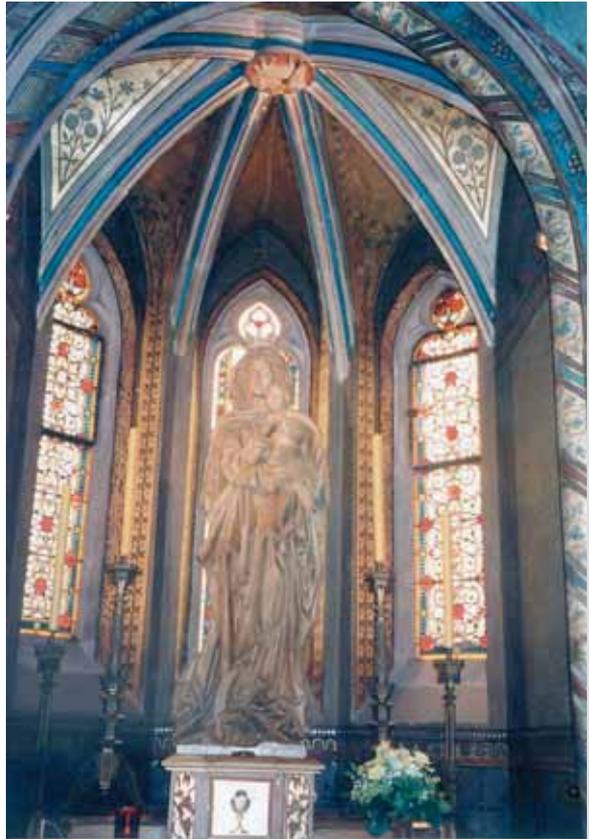
Sr. Regina Hunder

Klosterkirche St. Marien und Marienkapelle in der Klosterschule Unserer Lieben Frau in Offenburg

Das Kloster Unserer Lieben Frau liegt in der Stadtmitte Offenburgs und stellt als denkmalgeschützte Anlage ein besonderes Ensemble dar. 1280 als Franziskanerkloster gegründet, ging es 1823 in den Besitz der Augustiner Chorfrauen über, die seit 1731 eigene Mädchenschulen in Baden führten. 2001 übernahm die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg unsere Schulen (Gymnasium und Realschule), um deren Bestand für die Zukunft zu sichern. Gerne wird die Klosterkirche von der Schulgemeinschaft zu Gottesdiensten und für Konzerte genützt. Ein besonderes Angebot stellen im Dezember die Rorate-Messen dar, in denen frühmorgens die Kirche durch Kerzenlicht erleuchtet wird. Die ausgezeichnete Akustik des barocken Raumes im Vorarlberger Baustil (die gotische Vorgängerkirche war 1689 abgebrannt) mit der von J.A. Silbermann gebauten Orgel bietet einen würdigen Rahmen für Liturgie und Kunst. Die Kirche birgt wertvolle Kunstschatze, die den damaligen Franziskanern geschenkt wurden. Über ihren pastoralen Einsatz hinaus leiteten sie eine bedeutende Lateinschule, die z. B. Lorenz Oken besuchte.



Das älteste Bauwerk stellt zweifelfrei die Marienkapelle (auch Kreuzgangkapelle genannt) aus der Gründerzeit des Klosters dar. Der dreischiffige kleine Hallenbau mit Kreuzrippengewölbe mit Chörlein, in dem eine spätgotische Marienskulptur steht, gilt gleichsam als „Herzkammer“ des Klosters. Sie dient den Schwestern als Versammlungsraum für das kirchliche Stundengebet, das sie als wesentlichen Auftrag ihrer Ordensgründer verrichten und ihnen Kraftquelle für ihren pastoralen Einsatz ist. Als Erinnerung wurde dem Kloster 1886 von Altschülerinnen wertvolle Buntglasfenster mit Abbildungen der Ordensgründer Pierre Fourier und Alix Le Clerc geschenkt. Ein weiteres Fenster zeigt Augustinus, nach deren Regel die Schwestern leben und die heilige Ursula als Stadtpatronin Offenburgs.



Den Religionslehrerinnen bietet die Marienkapelle mit ihren neugotischen Marienbildern und der Brandmalerei im Chorgestühl idealen Anschauungsunterricht. Gleich einer *biblia pauperum* können Grundaussagen unseres Glaubens bildlich erfasst werden. Diese Kapelle wird auch gerne als Ort der Stille für unsere Oberstufenschülerinnen genutzt, die zu Tagen der Einkehr im Kloster verweilen.

Sr. Martina Merkle, Superiorin

Aus der Stiftungsverwaltung und den Schulen

Wechsel im Stiftungsrat und Stiftungsvorstand

Aufgrund der Pensionierung von **OStD Hans Entringer** (Klosterschulen Unserer Lieben Frau Offenburg), der seit 2006 als vom Stiftungsrat auf Vorschlag der Schul- und Internatsleiterkonferenz



gewähltes Vorstandsmitglied wichtige Entscheidungen der Stiftung mitgestaltete und verantwortete, war diese Positi-



on neu zu besetzen. Der Stiftungsrat hat auf Vorschlag der Schul- und Internatsleiterkonferenz **Realschulrektorin Ulrike Hugel** (Heimschule St. Landolin Ettenheim) in den Vorstand gewählt.

Da Realschulrektorin Hugel bislang beratendes Mitglied des Stiftungsrates war, musste auch diese Position neu besetzt werden. Die Schul- und Inter-



natsleiterkonferenz entsendet in ihrer Nachfolge **OStD Brigitte Grimm** (Ursulinen-Gymnasium Mannheim) als beratendes Mitglied in den Stiftungsrat.

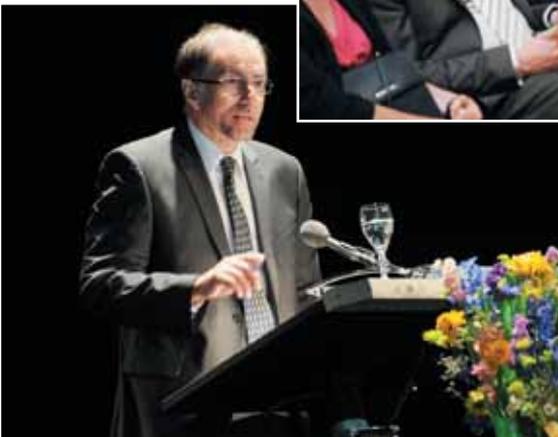
Leitungswechsel an den Schulen

Klosterschulen Unserer Lieben Frau (Gymnasium) Offenburg

Im August 2011 trat **OStD Hans Entringer**, der seit 1992 die Klosterschulen Unserer Lieben Frau in Offenburg leite-



Feierlicher Gottesdienst unter der Leitung von Weihbischof Dr. Paul Wehrle



Von links nach rechts: Frau Arens, Schulleiter Arens, Stiftungsdirektor Scherer, Frau Entringer, OStD Entringer, Weihbischof Dr. Wehrle, Superiorin Sr. Martina, OB Schreiner

Stiftungsdirektor Scherer...



... dankt OStD Entringer für sein langjähriges Engagement als Schulleiter

Dank des ehemaligen Schulträgers: Mutter Martina im von OStR Silvia Langer arrangierten Blumenmeer



OStD Entringer: Rückblick und Dank



Worte zum Anfang: OStR Wilfrid Arens



Das scheidende Vorstandsmitglied OStD Entringer mit seiner Nachfolgerin RR Hugel



te, in den Ruhestand. Mit hoher Kompetenz, Augenmaß und Sorgfalt widmete er sich dem Anliegen, das spezifische Profil einer katholischen Schule in der konkreten Situation einer Mädchenschule umzusetzen. Geboren 1948 in Tettang, studierte er nach dem Abitur in Ravensburg Theologie und Anglistik in Freiburg und begann 1973 nach dem Referendariat seine Unterrichtstätigkeit am Schillergymnasium in Offenburg, wo er 1975 zum Studienrat, 1978 zum Oberstudienrat und 1985 zum Studiendirektor und Fachberater des Oberschulamts ernannt wurde. Unter seiner Leitung entwickelten sich die Klosterschulen Unserer Lieben Frau vom reinen Gymnasium hin zu einem Schulzentrum mit einer Realschule. Eine besondere Herausforderung stellte der Trägerwechsel von den Augustinerchorfrauen zur Schulstiftung 2001 dar, den OStD Entringer in souveräner Weise bewältigte. Über die Verantwortung an der Schule hinaus war er sowohl Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Schul- und Internatsleiter als auch Mitglied im Stiftungsrat der Schulstiftung. Die letzten fünf Jahre war er das auf Vorschlag der Schul- und Internatsleiterkonferenz gewählte Mitglied im Vorstand der Schulstiftung und hat in dieser verantwortungsvollen Position grundlegende Entscheidungen der Schulstiftung mitgestaltet und verantwortet. Für seinen Einsatz zum Wohl der Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen

auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes ist die Schulstiftung Hans Entringer zu großem Dank verpflichtet.

Mit dem Beginn des Schuljahres 2011/12 hat **OStR Wilfrid Arens** die Leitungsverantwortung am Gymnasium der Klosterschulen Unserer Lieben Frau



übernommen. Wilfrid Arens wurde in Bonn geboren und hat nach dem Abitur in Fulda Deutsch, Geschichte und Erziehungswissenschaften in München studiert. Nach dem Zweiten Staatsexamen am Seminar für Didaktik und Lehrerbildung in Karlsruhe war er als Lehrer im Gymnasium in Ehingen und seit 2003 am Lycée International Saint Germain-en-Laye zuletzt in einer Funktionsstelle tätig. OStR Arens ist verheiratet und hat drei Kinder.

St. Ursula Schulen Hildastraße Freiburg

Aufgrund von familiären Verpflichtungen sah sich **OStD Christiane Rieger-Stump** gezwungen, zum Beginn des Schuljahres 2011/12 ihren Beschäftigungsumfang auf ein halbes Deputat zu reduzieren. In Konsequenz dieser Entscheidung stellte sie ihr Amt als Schulleiterin zur Verfügung und wechselte in den staatlichen Schuldienst, wo sie als Fachberaterin des Regierungspräsidiums



sowie als kirchliche Beauftragte für berufliche Schulen tätig werden wird. OStD Rieger-Stump war seit 2004 Schulleiterin der St. Ursula Schulen Hildastraße und hat in dieser Zeit nicht nur durch fachliche Professionalität, sondern vor allem durch menschliche Ausstrahlung wichtige Entscheidungen im Blick auf die Schulstrukturen in St. Ursula Schulen vorbereitet und durchgeführt. Mit hohem Engagement hat sie sich sowohl

für ihre Schule wie für ihre Schülerinnen eingesetzt.



In einem Festakt wurde OStD Rieger-Stump an der Schule verabschiedet und gleichzeitig ihre Stellvertreterin **StD Priska Krämer** zur kommissarischen Schulleiterin für das erste Schulhalbjahr bestellt. Priska Krämer bringt für diese wichtige Verantwortung jahrzehntelange Erfahrung als stellvertretende Schulleiterin dieser Schule mit.

Ebenso ins Amt eingeführt wurde **OStD Martina Höhmann**, deren Wechsel vom Theodor-Heuss-Gymnasium Freiburg an die St. Ursula Schulen Hildastraße aufgrund der Situation der staatlichen Schule erst zum 01. Februar 2012 erfolgen kann. Geboren in Kenzingen hat sie nach dem Abitur am Mädchengymnasium Unserer Lieben Frau in Offenburg Katholische Theologie und Anglistik in



Freiburg studiert und nach dem Referendariat an beruflichen Schulen und allgemeinbildenden Gymnasien unterrichtet. 2001 wurde sie stellvertretende Schulleiterin am Gymnasium Kenzingen, 2006 Schulleiterin am Theodor-Heuss-Gymnasium Freiburg. Außerdem war sie als Schuldekanin des Dekanats Breisach-Endingen tätig und ist seit 2010 stellvertretende Vorsitzende der Direktorenvereinigung Südbaden.

St. Paulusheim Bruchsal

In den Sommerferien sah sich **OStD Gebhard Lipps** gezwungen, aus gesund-



heitlichen Gründen die Versetzung in den Ruhestand zu beantragen. Wir bedauern dies sehr und wünschen gesundheitliche Konsolidierung. Über die Verabschiedung von OStD Lipps werden wir im nächsten FORUM-Schulstiftung ausführlicher berichten.



Die Schulstiftung hat den stellvertretenden Schulleiter **StD Dr. Paul Christ** mit der kommissarischen Leitung der Schule beauftragt und die Schulleitungsstelle ausgeschrieben.

All denen, die nun im kommenden Schuljahr eine größere Verantwortung übernehmen, wünschen wir eine glückliche Hand für ihre Entscheidungen, viel Kraft, Erfüllung in den Aufgaben und Gottes Segen.

Dietfried Scherer

Schullandheim Marienhof für Schüler kostenlos

Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg unterhält in Baden-Baden-Geroldsau das Schullandheim Marienhof. Der Platz in dem Selbstversorgerhaus ist geeignet für eine Schulklasse, und die Umgebung um Baden-Baden bietet viele Möglichkeiten für Unternehmungen mit Schülerinnen und Schülern. Weitere Informationen zum Marienhof gibt es auf der Homepage der Schulstiftung unter

www.schulstiftung-freiburg.de/eip/pages/162_schullandheim_marienhof.php.

Die Schulstiftung wird das Schullandheim Marienhof für Schulveranstaltungen mit Schülergruppen aus den eigenen Schulen künftig kostenlos zur Verfügung stellen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, finanziell günstige Unternehmungen anzubieten. Es wird empfohlen, sich wegen konkreter Termine frühzeitig mit Herrn Moskopf-Langer (Tel. 0761-2188 565 oder Mail: moskopf-langer@schulstiftung-freiburg.de) in Verbindung zu setzen.

Die Lehrerinnen und Lehrer der Schulstiftung sind eingeladen, mit ihren Klassen von diesem attraktiven Angebot regen Gebrauch zu machen.



Marienhof



Frühstück



Gruppe



Grillplatz



Kapelle



Anfahrt

Neues auf dem Markt der Bücher

Fridolin Keck:

Lebenswelten: Glaubenswelten.

Die Erzdiözese Freiburg, Verlag Herder
Durchgehend farbig gestaltet mit zahlr.
Abbildungen, Format: 24,0 x 28,0 cm,
ca. 200 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-451-33782-6 [D] 19,95 Euro



Dieses außergewöhnliche, großformatige Lesebuch fängt die Vielfalt kirchlichen Lebens in einer der größten Diözesen des deutschsprachigen Raumes ein. Prägnante Texte und zahlreiche aktuelle Abbildungen geben vielen jener Frauen und Männer ein Gesicht, die sich, ob berühmt oder nicht, dafür einsetzen und einsetzen, dass die Botschaft Jesu auch nach 2000 Jahren noch zu den Menschen kommt – durch innovative Ideen und mutiges Handeln, soziales und gesellschaftliches Engagement, Bildungs- und Erziehungsarbeit (auch die Schulstiftung wird explizit vorgestellt), Gottesdienst und Spiritualität, Weltkirche und Ökumene, Seelsorge und Gemeinde, Besonderes und Alltägliches. Es zeigt, dass Glaube Lebenswelten verwandeln kann.

HOPE – Ja, ich glaube an Gott und bete trotz allem

Hg: Bischöfliches Jugendamt, Bischöfliches Schulreferat und Bund der Deutschen Katholischen Jugend in der Diözese Augsburg, Bauer-Verlag Thalhofen, 2011. ISBN 978-3-941013-07-0, 6 Euro, auch im Klassensatz erhältlich.

„Ja, ich glaube an Gott und bete trotz allem.“ – In diesem Satz steckt weniger

Provokation als vielmehr Hoffnung. Dieser Satz ist einer der kürzesten Texte in einem Buch, in dem auf 96 Seiten Gebete von jungen Menschen gesammelt wurden, die allesamt etwas mit dem Thema Hoffnung zu tun haben. Es sind Texte, die Schülerinnen und Schüler der achten bis zehnten Klasse aller Schularten im Gebiet der Diözese Augsburg zum Gebetswettbewerb „Hope“ eingesandt hatten.



Nach dem aus Hunderten von Einsendungen die 19 Sieger ausgewählt wurden, beschloss man weitere ansprechende Gebete auszusuchen, zusammenzustellen und in diesem Gebetbuch zu veröffentlichen. Es sind die unterschiedlichsten Texte, von unterschiedlichsten jungen Menschen, die eindrucksvoll Gedanken, Überlegungen, Zweifel und Fragen, Hoffnung und Vertrauen der Autorinnen und Autoren zum Ausdruck bringen.

Das kleine Bändchen vom Bauer-Verlag ist in einem handlichen Format (12 x 19 cm) erschienen und soll ein Lesebuch sein, das zum Nachdenken anregt. Es soll aber auch ein Gebetbuch sein, das dem Einzelnen wie auch Schulklassen oder Jugendgruppen dabei hilft, das eigene Gebet mit den Hoffnungstexten junger Menschen anzureichern.

Gerd F. Hepp

Bildungspolitik in Deutschland

Eine Einführung, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011, ISBN 978-3-531-15210-3, 24,95 Euro

Schlag nach bei Hepp!

Dieses lockere, sympathische bis verführerische, aber auch anspruchsvolle Dictum fasst wirklich im Kern die Bedeutsamkeit und Breite der Perspektiven des neuen Lehr- und Studienbuches von Gerd F. Hepp zusammen. Mit welchem Stichwort oder Schlagwort man /frau sich auch an dieses opus maximum heran macht, man wird zufrieden gestellt. Allerdings findet man die vielen Fachtermini, landläufiger Herkunft oder spezifischer Art, nicht am Ende des Buches in einem Stichwortverzeichnis, sondern das Inhaltsverzeichnis ist sehr ausführlich und orientierungsträchtig angelegt. Mit dieser Form des Lehrangebotes, sagen wir es umgangssprachlich, schlägt der Autor zwei Fliegen mit einer Klappe: Man kann sich nicht – wie etwa beim Internet – mit dem Eingeben eines Stichwortes zufrieden geben und erhält dann eine Fülle (oft leider auch eine Überfülle) von Hinweisen, sondern muss sich ein klein wenig in die Konnotationen und Assoziationen des aufgespürten Begriffes einlesen. Für diese geringe

Mehrarbeit wird man aber mehr als belohnt. Es ist überhaupt ein positives Charakteristikum dieses Buches, dass es ausführlich die Fragestellungen und Probleme in Schule und Hochschule darstellt, ja wohltuend manche (dunkle) Nische ausleuchtet. Ein konkretes Beispiel!

Es ist direkt spannend, sich die „Multipluralität der nichtstaatlichen Akteure“ (S. 66-90) zu Gemüte zu führen, und hier besonders die „Politischen Parteien“ (S. 67-71) sowie Schüler, Eltern und Kirchen (S. 72-79). Gerade die Positionen von CDU/CSU, SPD, FDP, Grünen und Linkspartei zu Bildung und sozialer Gerechtigkeit werden nicht trocken nebeneinander gestellt, sondern es werden die jeweiligen Positionen sowie Annäherungen, aber auch Trennungslinien UND wahlstrategischen wie wahlanalytischen (Erfolg oder Misserfolg mit den Bildungsthemen) in den Focus gerückt. Dass dabei auch kleinere historische Reminiszenzen eingestreut sind, ist mehr als verdienstvoll.

Beginnen wir aber mit dem Anfang des Studienbuches! Für einen Erziehungswissenschaftler wie den Rezensenten ist es aufschlussreich, reizvoll bis prickelnd, den Politologen Gerd Hepp zu beobachten, wie er einen, wenn nicht den Grundbegriff der Pädagogik in Deutschland, nämlich Bildung, gleich im ersten Kapitel umfänglich behandelt. Es ist

darum noch beeindruckender, weil der Bildungsbegriff ohne Zweifel ein genuin deutsches Wort ist. Viele wissen, dass z. B. im Englischen für Bildung und Erziehung der völlig gleiche Begriff, education, verwendet wird.

Hepp beleuchtet die Geschichte dieses Begriffes - „vergisst“ erfreulicherweise nicht den theologisch-religiösen Sinngehalt -, kommt aber schnell auf seinen erneuten Bedeutungswandel in den fünfziger/sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu sprechen UND verweist unverblümt auf den immens voranschreitenden Ökonomisierungstrend und die fast schon epidemieartige Ausbreitung der Bindestrichwörter mit „Bildung“. Bereits dieses erste Kapitel rechtfertigt in vielerlei Hinsicht das bibliographische Etikett eines Studien- bzw. Lehrbuches, will eben auch heißen: Neben dem subjektiven, wenn man es einmal so nennt, Lernen wie Studieren der vorgelegten Analysen, Skizzen, Bewertungen und Perspektiven bietet das Buch ebenso die Grundlage für manches Referatsthema in Gymnasien und Hochschulen, ja es ist eine Fundgrube unzähliger Fakten, aber auch inhaltsvoller Einschätzungen.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der diese bildungspolitische Einführung mit ihrer klaren und übersichtlichen Gliederung und der akzentuierten Sprache so lesenswert macht: Natürlich werden die

verschiedenen Evaluationen auf den Feldern der Schulen und Hochschulen genannt und detailliert besprochen. Ebenso selbstverständlich kommt der PISA-Schock an mehreren Stellen ausführlich zur Sprache. Bedeutsam sind in diesem Zusammenhang der Dauerstreit um die Schulstruktur, die Pro- und Contra-Positionen um das gegliederte Schulwesen und ein diesbezüglicher länder-spezifischer, vergleichender Überblick. Sehr ausgewogen positioniert sich Hepp bei der Frage, ob bei PISA die verglichenen Schulleistungen (mit allen positiven wie negativen Ergebnissen für Deutschland) Schlussfolgerungen über die Schulsysteme zulassen. Sie lassen es nicht zu, ganz im Gegensatz zur medialen Öffentlichkeit. Leider haben sich die bildungspolitischen Diskussionen in der Bundesrepublik, die nach den PISA-Ergebnissen Dezember 2001 entstanden, weniger auf die Fachleistungen in den Schulen konzentriert, sondern auf die Debatte zur Einheitsschule bzw. dem gegliederten Schulsystem. Über diese Erkenntnisse hinaus werden in dem Lehr- und Studienbuch aber nicht nur die kontroversen Standpunkte erörtert, sondern im Herzstück der Publikation (S. 166-226) wird die gesamte Breite der Bildungspolitik in den Bundesländern dargestellt: Landesverfassungen und Schulgesetzgebung, Schulverwaltung als Teil der Exekutive, Qualitätssicherung und Evaluation, Schulleistungen im Ländervergleich, soziale Disparitäten im

Schulwesen und – wir nannten es bereits – Dauerstreit um die Schulstruktur.

In gleicher Weise fundiert und breitgefächert sind die Texte und Aussagen zur Hochschulpolitik des Bundes (S. 146-165) und der Länder (S. 226-264). Besonders interessant und instruktiv sind natürlicherweise die Ausführungen über den Bologna-Prozess und andere neuere Steuerungssysteme in den Hochschulen. „Bologna und kein Ende“ sagt man sicherlich leicht hin. Hier werden aber Vorhaben und Zielsetzungen, Probleme der Modularisierung, die gestufte Studienstruktur mit dem immer schwerer zu durchschauenden „Leistungspunktesystem (ECPS)“ und das Akkreditierungswesen so konzise und verstehbar ausgebreitet, dass man gerne und immer wieder nachschlägt, um sich in Erinnerung zu rufen, wie es denn jetzt genau gemeint ist und vor sich gehen soll. – In den letzten beiden Kapiteln geht es um die Gremien der Bund-Länder-Kooperation und die Internationalisierung sowie europäische Integration.

Zwei wertende Schlussbemerkungen: Mit Sicherheit – und der Autor Gerd F. Hepp wird es mir verzeihen – ist meine erste Einschätzung ein wenig hochge-

griffen, weil ich eine Parallele zwischen dieser Einführung und Ciceros Staats- und Verfassungsentwurf „De re publica“ ziehe. Der römische Staatsmann und Schriftsteller bezeichnet nämlich in einem Brief an seinen Bruder Quintus seine Veröffentlichung als „spissum sane opus et operosum“; - eben ein dicht zusammengedrängtes und mühevolleres Werk. In ähnlicher Weise darf man wohl Hepp's Studien- und Lehrbuch als informationsträchtig, also dicht zusammengedrängt, aber eben auch als eine Publikation ansehen, für die auf Grund der großen Mannigfaltigkeit viele Mühen notwendig, also mühevoll, waren.

Abschließend: Diesem Studienbuch gelingt der Brückenschlag, einerseits die Forschung zu präsentieren und zu weiterem, noch tiefer bohrender Arbeit anzuregen; andererseits eine Darstellungsform zu finden, die mit Sicherheit den interessierten, aber eben auch nicht-professionellen Leser zu locken und zu fesseln vermag. Bekanntes und Unbekanntes wird hier aus einer Vielzahl ganz unterschiedlicher Quellen heraus dargeboten und macht das Buch zu einer grundlegenden Lektüre.

Walter Eykmann

Alfred Grosser

Die Freude und der Tod – Eine Lebensbilanz

Rowohlt Verlag Reinbek b. Hamburg
(März 2011) ISBN 978-3-498-02517-5
288 Seiten gb.

Der inzwischen 86 jährige Alfred Grosser (geboren am 1. Februar 1925) gilt heute als einer der bekanntesten und profiliertesten Politikwissenschaftler und Historiker Europas. Er stellte sich selbst allerdings als „Moralpädagogen“ vor. Folgende Passage ist diesbezüglich markant: „Am Anfang einer Tagung über Karl Jaspers in Heidelberg sollte sich jeder Redner vorstellen. Der eine war Philosoph, der nächste Theologe, ein anderer Historiker. Ich wurde lächelnd befragt, was ich denn eigentlich sei. Ich antwortete: ‚Moralpädagoge‘, was ein gutmütiges Lächeln provozierte. Aber ich meinte es ernst und lasse mich gern so bezeichnen. 1980 schrieb ein deutscher Journalist, meine Losung sei: ‚Durch Wissen und Wärme aufklärerisch beeinflussen.‘ Dies ist in der Tat mein ständiges Ziel“. Im Anhang zu seiner „Lebensbilanz“ befindet sich eine chronologisch geordnete Übersicht über seine Buchveröffentlichungen. Diese betreffen zentral die deutsch-französischen Beziehungen, um die sich Alfred Grosser besonders verdient gemacht hat und die moralisch-ethischen Themen,

die er oft aus pädagogisch-politologischer Sicht erörtert. Grosser klärt auf, bemüht sich um Verständigung und argumentiert aus der Perspektive einer „Versöhnungsethik“. Er ist in Frankfurt am Main geboren und lebt heute in Paris. Er ist Jude und bekennt sich zum Atheismus. Gleichzeitig setzt er sich intensiv mit religiösen und theologischen Fragen auseinander. Als unerschrockener und glänzender Redner ist er zugleich ein unangepasster, unabhängiger Geist, der sich niemals einer politischen Doktrin unterwirft. Diese Unabhängigkeit der geistigen Position vermittelt seinen mahnenden Reden und kritischen Äußerungen besonderes Gewicht und besondere Aufmerksamkeit. In seinem neuen Buch schildert Grosser seine geistigen Wurzeln und erläutert die emotionalen Quellen seines lebenslangen politischen und öffentlichen Engagements. Er erzählt nicht nur aus seinem reichen und erfüllten Leben, sondern macht die Leserinnen und Leser mit den Höhen und Tiefen, den Freuden und Leiden, dem Glück und Unglück der einzelnen Lebensabschnitte bekannt. Dabei spielen seine religiösen Erfahrungen und Überzeugungen eine besondere Rolle. Besonders interessant ist, wie er sein Leben und seine Einsichten in die Vielfalt und Unberechenbarkeit des Lebens zum Leben anderer Dichter, Denker, Musiker, Philosophen und Theologen in Beziehung setzt. Das neue Buch ist für die jüngere und die ältere Generation eine fas-

zinierende und lehrreiche Lektüre. Die zusammenfassende Würdigung erlaubt nur exemplarische und punktuelle Hinweise auf einige markante Punkte.

Sehr aktuell und pointiert sind die kurzen und prägnanten Äußerungen zur Atomkraft. In Frankreich herrscht die weit verbreitete Überzeugung, dass die militärische und zivile Nutzung der Atomenergie von besonders großem Wert ist. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Präsident Charles de Gaulle das „Commissariat à l'énergie atomique“ geschaffen und an die Spitze den Chemie-Nobelpreisträger Frédéric Joliot-Curie gestellt. Zu Beginn der IV. Republik haben die Franzosen die erste Explosion einer Atombombe im Sahara-Gebiet vorbereitet! Diese Experimente wurden von den Franzosen mit „Hurrah!“ begrüßt. Die deutsche Position zur Atomkraft kennzeichnet Alfred Grosser mit folgenden Sätzen: „In Deutschland ist die Gegnerschaft zum Atom so verbreitet, dass die Kanzlerin die Bundestagswahl 2009 verloren hätte, wenn sie offen gesagt hätte, was sie wahrscheinlich über die Atomkraft dachte!“ Sehr pointiert ist auch die Auseinandersetzung mit Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“. Grosser stellt dezidiert fest: „Denn der Sozialrassismus, der im Kapitel ‚Mehr Kinder von den Klugen, bevor es zu spät ist‘ zum Ausdruck kommt, ist schlimmer als der schlimmste Rassismus des 19. Jahrhunderts“. Interessant und wichtig sind auch die Hinweise auf die Lieblings-

lektüre, die sich auf die geistige Entwicklung Grossers prägend ausgewirkt hat. Zwei Autoren sollen hier stellvertretend erwähnt werden. Alexandre Dumas war schon in den Jugendjahren einer der Lieblingsautoren. Immer wieder hat er „Die Drei Musketiere“ und „Der Graf von Monte Christo“ gelesen. Aber kein Schriftsteller hat ihn mehr beeinflusst als Roger Martin du Gard. Er erhielt 1937 den Literatur-Nobelpreis. Die Lektüre des Buches „Jean Barois“ wurde für Alfred Grosser zu einem entscheidenden Erlebnis. Seine Kulturwelten schlossen Literatur, Malerei, Musik und Film ein. Jede dieser geistigen Welten wird ausführlich dargestellt und intensiv kommentiert. Beim Kirchentag in Dresden (2. Juni 2011) hielt Grosser eine Rede zu dem Thema „Die Kirchen in der Gesellschaft“. In einem informativen Abschnitt seiner Lebensbilanz beschäftigt er sich „mit seinen echten Christen“! Grosser hat sich auch detailliert mit dem Tod und dem Sterben beschäftigt. Dazu gehört, dass Pater Christophe Le Sourt bei seiner Totenfeier sprechen wird. Darüber hinaus hat er seit einigen Jahren seine Grabstätte festgelegt und das Begräbnis bereits bezahlt. Kennzeichnend ist der folgende Satz: „Allerdings würde ich doch gerne kurz auferstehen, um die Nachrufe lesen zu können!“

Gottfried Kleinschmidt

Pierre Kretz

„Ich, der kleine Katholik“

Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2010,
170 Seiten, 17,90 Euro.

Erzählen, woher man kommt. Es ist nicht die einzige autobiografische Schrift der jüngsten Zeit, in der Kirche und Religion einen auffallend breiten Raum einnehmen. Der elsässische Autor Pierre Kretz erzählt seine Kindheit als „kleiner Katholik“. Nicht, als wäre seine Kindheit nur die eines „kleinen Katholiken“ gewesen, aber die Vielzahl der Begebenheiten, Anlässe und Gewohnheiten zeigt eben doch, wie weitgehend die religiöse beziehungsweise kirchliche Welt das Leben vergangene Generationen durchdrungen hat.

Da geht es um Prozessionen an Fronleichnam, um die höhere Macht des Pfarrers im „Dorf der Sünder“, um Segnungen von Autos, um die Alternative, ob er abends im Bett betet oder an die Frauen denkt, die er am Tag auf den Zirkusplakaten gesehen hat. Um Sätze wie „Und das Wort ist Fleisch geworden“, die dem „kleinen Katholiken“ genauso geläufig waren wie „Geh mal Klee holen für die Kaninchen“.

Eine überregionale Zeitung hielt es für angebracht, diese etwa 50 Jahre zurückliegenden Vorgänge als Ausdruck eines

„seligen Zustandes“ zu bezeichnen. Auch wenn es in Abrede gestellt wird, klingt dies so, als wüsste man sich diese Zeiten zurück. Oder man stellt die Welt des „kleinen Katholiken“ in einen Gegensatz zu den „aufgeregten Flügelschlägen“ heutiger kritisch gewordener Kirchlichkeit.

All das ist nicht das Thema von Pierre Kretz. Vorsichtig stellt er Fragen. Auch Witz und Ironie haben durchaus einen aufklärenden Ton, ohne deswegen abschätzig zu werden. Dem Autor geht es nicht um Nostalgie, Anlass, dieses Buch zu schreiben, berichtet er bei einer Lesung in Renchen, war die Herausforderung, dem eigenen Nachwuchs zu erläutern, woher man selbst kommt. Das ist auf sympathische und intelligente Weise gelungen.

Klaus Nientiedt (zuerst erschienen in: Konradsblatt, Nr. 16, 2011)

Autorinnen und Autoren vom FORUM Schulstiftung 55

Benedikt XVI.

Amann, Ulrich, OStD – Leiter St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg

Eykmann, Walter, Prof. Dr. – MdL a.D., Würzburg

Filipakis, Natascha – IN VIA Sozialpädagogische Beratungsstelle an der Heimschule Kloster Wald

Geyer, Maria, Sr. OStD i.R. – ehemalige Schulleiterin des Ursulinengymnasiums Mannheim

Graw, Felix – Schüler an den St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg

Grimm, Brigitte, OStD – Leiterin des Ursulinengymnasiums Mannheim

Hackmann, Julia – Klasse 10d, St. Ursula-Gymnasium, Freiburg

Harten, Monika – Schülerin an den St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg

Heizmann, Christoph, OStR – (Englisch, Deutsch), Heimschule St. Landolin Ettenheim

Hillgruber, Christian, Prof. Dr. – für Öffentliches Recht an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, stellvertretendes Mitglied des Verfassungsgerichtshofs für das Land Nordrhein-Westfalen

Hugas Mallorqui, Aida – Schülerin an den St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg

Hugel, Ulrike, RR – Leiterin Heimschule St. Landolin-Realschule Ettenheim

Hunder, Regina, Sr. – Kloster der Ursulinen, Mannheim

Kleinschmidt, Gottfried Prof. – Schulpädagoge im Ruhestand, Leonberg

Klüppel, Christoph, StR – (Biologie, Politik, Gemeinschaftskunde, kath. Religion) St. Ursula-Gymnasium Freiburg, Fortbildungsreferent der Schulstiftung

- Kreienbaum, Katharina** – Schülerin, Klasse 10d, St. Ursula-Gymnasium, Freiburg
- Kröger, Justus** – Schüler aus dem Internat St. Landolin Ettenheim
- Kugler, Hedwig** – Erzieherin am Internat der Heimschule Kloster Wald
- Merkle, Sr. Martina** – Superiorin der Augustinerchorfrauen in Offenburg
- Moskopf-Langer, Heiner** – Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg
- Jansen, Ilka** – Schülerin an den St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg
- Mayer, Andrea** – Geschäftsführerin der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg
- Müller, Flora** – Schülerin an den St. Raphael-Schulen - Gymnasium - Heidelberg
- Nientiedt, Klaus** – Chefredakteur des Konradsblatt, Karlsruhe
- Roth, Eugen (1895 – 1976)** – deutscher Dichter meist humoristischer Verse
- Sacherer, Lucy** – Schülerin aus dem Internat St. Landolin, Ettenheim
- Schätzle, Mark, StR** – (Kath. Religion, Englisch) St. Ursula-Gymnasium Freiburg
- Schindelbeck, Dirk Dr. phil.** – Schriftleiter und Redakteur von FORUM Schulstiftung, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg
- Scherer, Dietfried** – Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg
- Scherzinger, Klaus, Dr. phil.** – Lehrbeauftragter (Neuro-, Bio-, Naturethik) für das ethisch-philosophische Grundlagenstudium an der Universität Freiburg
- Sorgenfrei, Miriam** – Schülerin an den St. Raphael-Schulen-Gymnasium-Heidelberg
- Sütterlin, Klaus, StD** – (Französisch, Englisch), St. Raphael-Schulen-Gymnasium-Heidelberg

Uttenweiler, Bernhard, StD i.R. – ehemaliger stellvertretender Schulleiter an der Heimschule St. Landolin Ettenheim

Vlieg, Tara – Schülerin an den St. Raphael-Schulen-Gymnasium-Heidelberg

Volk, Maria – Schülerin aus dem Internat St. Landolin, Ettenheim

Walter, Meinrad, Dr., – Amt für Kirchenmusik, Freiburg

Windhab, Ulrich, OStR – (Deutsch, Geschichte, Politik und Kunst) Heimschule Lender Sasbach

Lied im Advent

*Immer ein Lichtlein mehr
im Kranz, den wir gewunden,
dass er leuchte uns so sehr
durch die dunklen Stunden.*

*Zwei und drei und dann vier!
Rund um den Kranz welch ein Schimmer,
und so leuchten auch wir,
und so leuchtet das Zimmer.*

*Und so leuchtet die Welt
langsam der Weihnacht entgegen.
Und der in Händen sie hält,
weiß um den Segen!*

Matthias Claudius (1740-1815)

